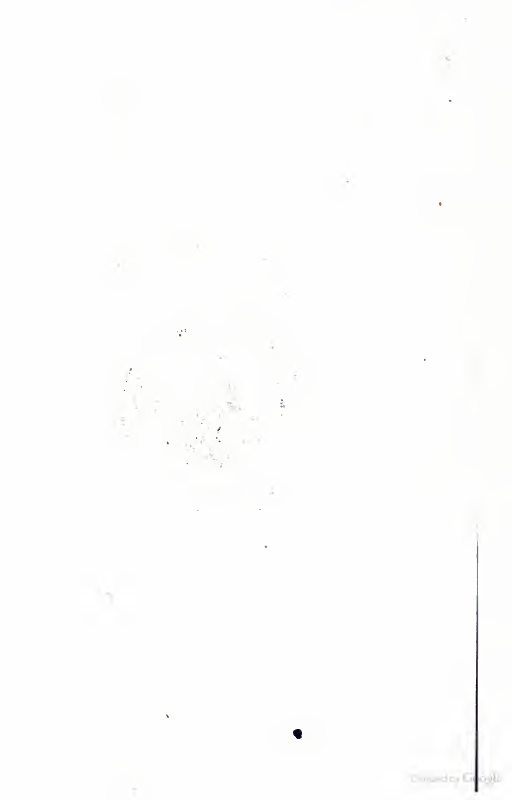



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969







Fr. Franziszi.





Kärntner Alpenfahrten.



Der Glocknergipfel.

Landschaft und Leute — Sitten und Bräuche in Kärnten.

Geschildert von **Fr. Franzisci.**

Mit einem Geleitbrief von Amand Freiherrn v. Schweiger-Lerchenfeld.

Herausgegeben vom Grillparzer-Verein.

Zweite Ausgabe.

Wien, 1892.

Literarischer Vereins-Verlag: F. Rörich, I. Kohlmarkt Nr. 11 in Wien.
Druck von Johann Zellmayer, Penzing.

Hochwohlgeboren

Herrn

Leopold Ritter von Moro,

Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter,
Vice-Präsident
der Handels- und Gewerbekammer
zu Klagenfurt,
Präsident des kärntischen Gartenbau-Vereins,
Bürgermeister von Victring,
Guts- und Fabriksbesitzer,
Ehrenmitglied des Grillparzer-Vereins, wirkliches Mitglied
humanitärer, gemeinnütziger, wissenschaftlicher
und Kunst-Vereine rc.

dem edlen Gönner und Förderer

vaterländischer Kunst und Wissenschaft

verehrungsvoll

gewidmet.



Zum Geleite.

Wer aufwuchs, wo das Hochland schwellend blaut,
Der jauchzt, sobald er blaue Gipfel schaut,
Grüßt jeden Fels wie einen Freund so warm,
Und schlingt im Geist um das Gebirg den Arm.

Als Byron diese Verse niederschrieb, sah er um sich die hohen Felsscheitel, die in das verklärende Licht des südlichen Himmels hineinragen. Er beugte sein Haupt in Ehrfurcht vor den stummen Zeugen, welche den Glanz der Vorzeit sahen. Aber durch all' den blendenden Flitter im hellenischen Sonnennebel schlichen sich die Bilder, welche den Traum der Kindheit erfüllten: die schweigsamen Hochseen der schottischen Heimat, die Sagengestalten der keltischen Barden, der schäumende Bach im finstern Wald.

Die Anziehungskraft, welche die nordische Bergwelt ausübt, kann sonach unter Umständen nachhaltiger und ergreifender sein, als alle Zaubermacht, die von jenen geheiligten Ufern ausgeht, denen wir Geist und Bildung, Klarheit des Denkens und Heiterkeit des Gemütes verdanken. ... So dachte ich, als mir die vorliegenden Naturschilderungen und Lebensbilder aus dem Volke in die Hände kamen. Es liegt doch ein eigenartiger Reiz in jener schlichten Sachlichkeit, die gleich der herben Frische der Bergluft erquickt. Je mehr ich mich in die anspruchlose Art einlebte, mit welcher der Verfasser dem Leser Gestalten und Dinge seiner Alpenheimat vorführt,

desto nachhaltiger erwies sich die Wirkung, desto leichter wurde mir die Erfüllung der Ehrenpflicht, dem Buche einige Worte mit auf den Weg zu geben.

Das Werk spricht für sich; der Autor, der es geschrieben, genießt einen erprobten Ruf als Kenner und Schilderer der Kärntner Hochgebirge. Wozu also das Aushängeschild von fremder Hand? ... Der Gedanke an eine conventionelle Gepflogenheit verließ mich bald, als die weiten Gesichtskreise zwischen dem Eis der Tauern und den bleichen Felsthürmen, welche an der Schwelle des Südlandes stehen, sich erschlossen. Alles trat mir wieder klar und frisch vor Augen und was in Raum und Zeit sich verflüchtigt hatte, wurde von der Einbildungskraft neubelebt. Immer enger zog sich der Kreis, gleich einer Versammlung guter, alter Bekannter: die weiße, schlanke Pyramide des Großglockner, das weltentlegene Heiligenblut, die zerklüfteten Eiswände, welche von den kalten Bornen umrauscht werden, die hohen Matten mit den verstreuten Hütten — so steht Alles in ruhiger Größe vor dem geistigen Auge des Lesers, wie sie der groß ausgeführte Linienzug des Verfassers festhält.

Und von den eisigen Höhen, auf welchen im kühlen Wehen die Gestalten der Sage wandeln, die Wasser donnern, und in verlassenen Stollen die erstarrten Eiskaskaden die Fußspuren verschwundener Goldgräber zudecken, steigen wir in die wärmeren Thalgründe hinab. Ueberall begegnen wir dem anmutigen Wiederspiel der Sagen der Vorzeit im Thun der Menschen. Da ist der „Königsstuhl“ mit der geheimnisvollen „Freimannsgrube“, die Höhe der Gorina, der Heimsitz untergegangener Völker, das Hochfeld mit der „blauen Blume Kärntens“ — Wald und See, Felshöhen und wilde Tobel, Gnadenorte und einsame Weiler: das sind die Coulissen der weiten Bühne, auf welcher sich die Gestalten eines kerngesunden Volkes bewegen.

In der Art, wie der Verfasser volkstümliche Scenen darstellt — nicht schwermütig und farbenbunt, sondern lebensfrisch und lichtvoll — prägt sich seine specifische Begabung für das Anmutige und die anschauliche Wahrhaftigkeit aus. Darstellungen, wie „Unter der Linde" und „In der Brechelzeit" zeigen nichts von dem herkömmlichen, feuilletonistischen Aufputz, sondern wirken vielmehr durch ihre naiv-heitere Ursprünglichkeit. Ab und zu fühlt man die Retouche oder eine leuchtende Deckfarbe heraus. Es verrät sich die Hand, die nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Pinsel umzugehen weiß.

Kein Tourist, der Kärnten kennt, wird diese „Alpenfahrten" aus der Hand legen, ohne sich zu sagen: So ist es und so ist es geschaut worden.

So dürfen wir denn mit Göthe's Worten schließen:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Wien, Maria-Lichtmeß 1892.

A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

überraschte Blick, wie der Frühling selbst in dies eisige Bereich des ewigen Winters vorgedrungen, um den vegetationslosen Eisgefilden jede noch so magere Scholle Erdreiches abzugewinnen und sie mit seiner lieblichen Blumenwelt zu bevölkern. Man fühlt sich da umweht von Frühlingslüften inmitten strotzenden Eises. Leider ist der Gletscher seit einer Reihe von Jahren her im steten Zurückweichen begriffen und von jenem wundervollen Contraste, wie er in der Gamsgrube in den Fünfziger Jahren sich darbot, wo an die grünschillernden Eisschollen die üppigsten Wiesen mit ihrem Blumenflore sich anschlossen, ist wenig mehr bemerkbar.

Ein den Pasterzengletscher in der damaligen Periode darstellendes Glocknerbild von der Hand eines tüchtigen Malers hing im alten Glocknerzimmer des Gasthauses in Heiligenblut. Bei dem großen Brande im Jahre 1864 wurde dasselbe, wie man sagt, sammt dem „Tubus“, der dort aufgestellt war, und dem alten im Jahre 1818 begonnenen Glocknerbuche ein Raub der Flammen. Auch vom bekannten Maler, Professor Franz Hauser in Klagenfurt, besitzen wir uns jener Zeit ein ähnliches Oelgemälde, welches sehr gelungen die [illegible] [illegible].

Nach Herrn [illegible], dem unermüdlichen Forscher, ist der Pasterzengletscher im Jahre 1885 wieder sehr zurückgegangen. [illegible] sein Schwindmaß im Durchschnitte der [illegible] 5.6 Meter (Mitteilungen des deutschen und [illegible]). Aber der Pasterzengletscher [illegible] im ganzen Gebiete der [illegible] desselben steigert sich, namentlich [illegible] Rande des Gletscherabsturzes [illegible] aus nachfolgendem Schema [illegible] Zahl der Besucher 76, 1850 [illegible] 1880 stieg sie auf 1274 — [illegible]

Wissenschaftlich durchforscht wurde der Pasterzengletscher von den Gebrüdern Hermann und Adolf Schlagintweit, in neuester Zeit von Bergrath Seeland, auf deren gelehrte Abhandlungen wir hiemit verweisen.

Das Frühlingsleben in der Pasterze beginnt erst im Juli und dauert nur eine sehr kurze Zeit. Im October stellen schon die Winterstürme sich ein, die alle zarten, noch unentwickelten Pflanzenkeime ersticken, alle die sonnigen von Naturforschern und Naturfreunden im Sommer so häufig besuchten Höhen, sowie den ganzen Pasterzen-Keesboden in eine öde Schneewüste verwandeln.

Da verschwindet das Charakteristische dieses Hochthales, das als eine weite von beschneiten Bergen begrenzte Schneefläche nur durch die kahlen, grauen Felsenhörner der Freiwand und durch die schlanke Spitze des Glockners, der es riesenhaft überragt, seine Eigentümlichkeit behauptet. Da flieht Alles, was Leben atmet, in die Niederung. Die Dohlen, diese Wetterprofeten der Alpen, erscheinen in der Nähe des Dorfes und lassen sich an den Zäunen und Dachgiebeln der Alpenhütten nieder oder umschwärmen krächzend die hohe Spitze des Kirchthurmes.

Wenn man an solchen stürmischen Tagen hinaufblickt nach den Höhen, so scheint es, als würden die Berge „rauchen und dampfen“. Es sind die aufgewehten Schneemassen, die in feinsten Staub sich auflösen und wie eine Rauchwolke über die Berghänge hintreiben.

Das „Schneewehen“ gehört zu den Eigentümlichkeiten des Winters auf den Alpen. In sternhellen Nächten, wenn der schneidende Nord um die einsamen Alpenhütten braust, bald dort, bald hier einen Fensterladen oder ein Dachbrett aus den Fugen rüttelt und die Schwersteine von den flachen Dachfirsten niederschleudert, erhebt sich oft, wie von unsichtbaren Händen getragen, in der Thalsohle und an den Bergen der Flugschnee. Mit wunderbarer

Gewalt streift er durch das Bereich der Lüfte nach allen Richtungen hin und schlägt prasselnd an die runden Fensterlucken der Alpenhütten, wo sich der Schnee so fest anklebt, daß erst die wärmere Mittagsonne diese alle Aussicht hemmende Kruste hinwegzuschmelzen vermag. Dann wirbelt der Schneestaub hoch über die dunklen Contouren der Berge empor, senkt sich nieder zur Tiefe und hüllt die Thalgelände weit ab in dichte Nebel ein. Bis zum frühen Morgen treibt er oft sein launenhaftes Spiel, verweht die „Pizante" (Zaunwege), so daß kaum die Zaunspitzen hervorlugen, zum größten Leidwesen der Aelpler, die auf einige Tage dadurch von aller Communication abgesperrt sind. Durch die Spalten und Oeffnungen der Wände und Fenster dringt der Flugschnee sogar in die inneren Räumlichkeiten ihrer Behausungen ein und breitet oft über ihre harten Lagerstätten ein weiches flaumiges Federbett aus. In den Bergschründen und an den freien Höhen, da thürmen sich ungeheure Schneewälle empor, die unter dem Namen der „Windsbretter" im Möllthale bekannt sind.

Es war Anfangs Juli. An schattigen Stellen in der Tiefe der „Hadergasse", wie man das Thalbecken, in welchem sich auf einem sonnigen Hügel das Dorf Heiligenblut mit seiner gothisch gebauten Kirche erhebt, gewöhnlich benennt, lagen noch die Ueberreste der Staub- und Grundlawinen, die über die steile Felsmauer des Eliwitsch und der Retschütz wie helle Staubbäche sich abstürzten, das Eisgerüste am Jungfrauensprunge war schon zusammengebrochen. — Es ist dies ein höchst merkwürdiges Phänomen. In besonders kalten Wintermonden wächst das Eis, das am Boden, wo der Wasserstral anfällt, sich bildet, immer höher und höher. Nicht selten geschieht es, daß der Jungfrauensprung an der hohen Serpentinwand in eine schlanke Eissäule sich verwandelt. Der Aelpler macht da seine eigenen meteorologischen Beobachtungen, indem er nach der Höhe der Säule den Kältestand des

Winters beurteilt. Im Frühjahre schmilzt die Eissäule ab. Der kolossale Sockel der silberglitzernden Säule aber fällt mit großem, weit hörbarem Getöse in das Möllwasser nieder. — In der Schlucht des Gößnitz-Wasserfalles waren noch dichte Eisgehänge an seinen Rändern sichtbar, als ich mit einem Führer am alten Glocknerwege zur Trog-Alpe hinaufwanderte.

Nach zwei Stunden Weges standen wir an der Gatterbrücke. Eine frische Quelle rieselt da über dunkles Gestein. Von diesem Höhenpunkte sieht man hinüber in die Gletschergebiete der Goldzeche und der Kleinfleiß, in das Kees von Gutthal, an die wellenförmig geschwungenen, durch einen tiefen Graben vom Kaserockkopfe getrennten Höhen des Gipers. Inmitten der zerstreuten Sennhütten steht dort die Marienkapelle.

Überraschend ist der Anblick der Felspforte des Leiterthales, aus welcher der Leiterwildbach in hastiger Eile tosend hervorbricht. Schon der Gedanke, durch dieses Felsthor hindurch schreiten zu müssen, wenn man dem Könige der Berge von dieser Seite sich nähern will, fesselt den Wanderer unwillkürlich an die schwankende Brücke des Wildbaches.

Im auffallenden Contraste zu dieser düsteren Felsschlucht stehen die freien, luftigen Höhen, die unter dem Namen der Margaritzen bekannt, in steilen, hohen Wänden zum Pasterzenbache abfallen. Kein Baum, kein Strauch, keine Sennereien, nur bemooste Felstrümmer, die in der Ferne sich wie Alpenhütten ausnehmen, begegnen hier dem Auge. Aus der Tiefe dringt das Rauschen des Leiterfalles und des Pasterzenbaches herauf und vom Gletscher wehen kühle, die Sonnenglut mildernde Lüfte herüber. Weithin schweift der Blick über alle die schneebedeckten Höhen und Gräte. In der Tiefe zeigt sich die sonnige Fläche des Alpenthales mit ihren schweizerartig gebauten Gehöften, wie ein blauduftig hingehauchtes Gemälde. Wie erweitert sich in dieser über alles Menschen-

getriebe erhabenen Bergregion, eine reinere Atmosphäre einatmend, die Brust, da fühlt man sich näher dem Himmel, der sein tief-blaues Gewölbe wie einen schützenden Mantel über den Frieden dieser Alpenwelt ausgespannt hält.

Am westlichen Ende der Margaritze zeigt sich das imposante Bild des Gletscherabsturzes mit der blendend weißen Kuppe des Glockners. An dieser Stelle erscheint der Pasterzengletscher als ein hoher, zerklüfteter, mit unzähligen Eisnadeln und Blöcken von den seltensten Formationen bedeckter Eisberg. Wenn man die Alpen-terrasse hinansteigt, wird das Eisfeld in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar.

Der Großglockner zieht sich da hinter die grünen Alpenwiesen zurück. Aber vom südöstlichen Ende des Gletschers, am Grünen Thor leuchtet der von Eisblöcken überragte Spiegel eines Gletscher-see's herüber. Eine weit aufgähnende Eiskluft, die längs des Ab-hanges der Margaritze sich bis an das Gletscherthor hinzieht, führt das abströmende Gewässer dieses See's in das felsige Bett des Pasterzenbaches hinab.

Dieser See hatte im Jahre 1846 nach den Messungen der Brüder Hermann und Adolf Schlagintweit 632 Meter Länge und 316 Meter Breite; im Jahre 1848 nur 221 Meter Länge und 144 Meter Breite.

Das Getöse der von den Eisblöcken in den See abstürzenden Steine, die ihre Rücken bedecken, die drohenden Formen der Eis-massen, welche wie ein vom Orkane aufgewühltes, im mächtigsten Wogenschlage zu Eis erstarrtes Meer, gleichsam des Augenblickes zu harren scheinen, bis der Bann sich löst, um in entfesselter Wut in die Thalgelände niederzuschäumen und Alles mit sich fortzu-reißen; diese unheimliche Abgeschiedenheit von aller Welt, die öde Einsamkeit im abgelegenen Gletscherwinkel — Alles ist geeignet, die Brust mit Bangen und Beklommenheit zu erfüllen.

Das linkseitige Gestade des See's bildeten die Ueberreste einer Schneelawine, die sich an manchen Stellen weit in sein dunkles Gewässer hinein erstreckten. Sie war von großen Rissen und Spalten durchschnitten, die auf die strudelnden Wellen des Baches hinabsehen ließen. An dieser Schneebrücke gelangten wir zur Seewand am Grünen Thor, ein mit kargen Grasbüscheln bewachsener, fast nackter Felshang, dessen Fuß von den Wogen des See's bespült wird.

Vor Jahren ging am Fuße dieses Felskegels ein breiter, gut gebahnter Saumpfad vorüber und Dr. Hoppe, der bekannte Professor der Botanik aus Regensburg, hatte an den feuchten Wiesen zu beiden Seiten des Weges seinen botanischen Garten.

Hinter der Seewand beginnen die Moränen, die südöstlichen Grenzmarken des Gletschers. Am Grünen Thor unter einem Felsübergehänge hielten wir kurze Rast. Das erhabene Bild, von diesem Standpunkt aus erblickt, kann man nicht mit Worten schildern, besser vielleicht der geniale Pinsel eines Malers andeuten.

An den Rhododendronsträuchen uns festhaltend, ließen wir uns zum Rande des Gletschers nieder. Der See war umgangen; aber die oft mehre Klafter hohen, bogenförmig, fast parallel fortlaufenden Schuttdämme, die als End- und Seitenmoränen das rechte Ufer des Gletschers umsäumen, legten uns neue Hindernisse in den Weg. Eine weite Strecke hin sahen wir nichts als Steine und Schotter, ein grauenhaftes Bild der Verwüstung.

So unterwühlt allmälig der Gletscher mit seinen scharfen Eiskanten das lockere Erdreich. Mit unwiderstehlicher Kraft dringt er in das Geklüfte des Ufergesteines, fegt und gräbt und rüttelt so lange, bis der feste Bau zusammenbricht. Sein eisiger Rücken ist mit Felstrümmern bedeckt, die von den Höhen abstürzten. Wie Siegestrophäen führt der Gletscher die Steinblöcke mit sich fort oder schiebt sie vor sich her. Unmerklich geht diese Verwüstung

vor sich. Der Aelpler findet nach Jahren eine Wiese oder ein Weideplätzchen, das seinen Ahnen noch duftendes Heu in die Scheunen geliefert, tief unter Eisschollen, unter Schutt und Gerölle vergraben.

Endlich erblickten wir die Fortsetzung des abgebrochenen Saumpfades, der an die grünen Abhänge der Leiterköpfe hinauf führt.

Diese kargen aber kostbaren Alpenweiden waren vom blauen Speik (primula glutinosa) überwuchert und von Ziegenheerden bevölkert, die dem Touristen ohne Scheu entgegen kommen und ihm sogar mit dem Geklingel ihrer Halsschellen noch weithin das Geleite geben.

Die Moränen ziehen sich weit am Gletscherrand hin, wo sie in zwei Arme auseinander gehend, die Mittel- und Seitenmoränen bilden, die am Fuße des Glockners fortlaufen.

Als wir diese Schutthalden übersetzt hatten, breitete sich eine weite Schneefläche, begrenzt von den kahlen Felswänden der Freiwand, an welchen kein grünes Fleckchen zu entdecken war, vor uns aus. Es war der obere Pasterzen-Keesboden in winterlicher Hülle.

Die Klüfte und Spalten des Eises, die im Sommer frei liegen, waren von zwei Schuh hohem Schnee trügerisch bedeckt. Mit aller Vorsicht mußten wir daher jede Stelle, die wir betreten wollten, vorher mit dem langen Alpenstocke prüfen, um nicht in eine Untiefe hinabzugleiten. Schon von ferne konnten wir an den in den Schnee gezogenen sanften Schattenlinien die Quer- und Längenspalten des Gletschers erkennen.

Nach vielen Umwegen erreichten wir endlich die Mitte des Eisfeldes. Die Rundschau ist da über alle Maßen erhaben und großartig. Im Rücken der Glockner mit seinen zwei Eisspitzen, der dunkle zersplitterte Felskamm des Tschidin, der kleine Burgstall; im Westen der Johannsberg, im Osten die blaudämmernde Bergkette

des Möllthales von der weißen Schneefläche scharf abgeschnitten. Vor uns die Felspartie der Gamsgrube mit der Johannshütte (2438 M. — Hofmannshütte), die allmälig unter dem Schneeboden vor uns hervortrat — zuerst das Dach, dann die Fenster und endlich war der ganze mit Schneefleckchen bedeckte Abhang sichtbar, an dem sie erbaut ist.

Weiterhin brach der von der Sonne erwärmte Schnee, der bis gegen die Mitte des Gletschers „harst“ (hart, fest) war, schuhtief unter unseren Tritten und machte die Gefahr vor dem Abgleiten in eine Eiskluft noch größer. Die Partie, welche wir bisher durchwanderten, lag im tiefsten Schatten.

In der Ferne zeigten sich größere und kleinere, ovale und runde, im höchsten Ultramarin schimmernde Flecken. Es waren die Sammelpunkte des Schneewassers, das von allen Seiten in diese Vertiefungen zusammenfloß. Gegen die Johannshütte hin war der Gletscher ganz schneefrei. Er war in seiner Abdachung gegen die Gamsgrube mit zallosen Canälchen durchfurcht. Das geschäftig abströmende Schneewasser sprudelte in vielfach verzweigte Spalten und Klüfte in Höhlungen, Grotten und Eisnischen nieder.

Mit freudigem Gefühle eilten wir über den Hang der Gamsgrube hinauf, um in seiner gastlichen Hütte nach den Kreuz- und Querzügen im Gebiete der Gletscherwelt eine bequeme Ruhestätte zu finden. Aber schon der Zugang zur Hütte war mit hohen Schneemassen verklaust, die Thüre in die Pfosten fest eingefroren. Wir versuchten es, durch das Fenster in die Hütte zu kommen; doch der ganze innere Raum war mit Eis und hineingewehten Schneemassen angefüllt. Die wenigen schneelosen Plätzchen am Abhange vor der Hütte waren statt mit seltenen Alpenpflanzen, wie man sie da im Hochsommer findet, nur mit den gemeinen auf jeder Thalwiese vorkommenden violetten und weißen Blüten von crocus vernus überfäet, als einziges Lebenszeichen des



erwachenden Frühlings. Am hohen Sattel gab es neue Hindernisse zu überwinden. Die im Schatten gelegene Seite desselben, sowie ein Theil des Pfandelscharten-Thales lag noch unter haushohem Schnee, der nach der Streichung des Windes geschichtet die wunderlichsten Formen bildete.

Die Wallnerhütte am Ufer des Schartenbaches stand dachlos wie eine Ruine inmitten von Schnee und Eis da. Der Wildbach rauschte streckenweise unter tiefen Schneegewölben. Seine schwache, aus zwei rohen Baumstämmen zusammengefügte Brücke war nicht mehr zu entdecken und so mußten wir das über seine Wogen gespannte, hie und da durchlöcherte und eingesunkene Schneegewölbe als Brücke benützen.

Vom Brettbichl abwärts führt der Weg terrassenförmig in's Alpendorf hin. Schon am Brettbichl war kein Schnee mehr zu sehen und die tiefer gelegenen Wiesen standen im schönsten Frühlingsschmucke, im lieblichsten Grün mit Gentianen und Nigritellen bedeckt, wie blühende Gärten der Alpen.



Die Goldzeche in den Tauern.

Zu den merkwürdigsten Punkten der Bergwelt Kärntens zählt die Goldzeche im hintersten Winkel der Kleinfleiß im Möllthale. Es ist ein uralter, 2700 Meter über der Meeresfläche gelegener Gold- und Silberbergbau, dessen Schachte und Stollen die Kuppe des Kesselkopfes oder Hochenarr (3258 M.) durchkreuzen, der schon von den Ambisonten, Tauriskern und Römern ausgebeutet, noch im 16. Jahrhunderte eine ergiebige Quelle des Reichtums der Goldberger, Fugger, Zott, Weilmoser, Putz und Anderer war.

Oft mußte dieser Bau wegen Vereisung (Verkesung) aufgelassen werden. Im Jahre 1753 unter dem Gewerken Jänner lieferte er noch einen Reinertrag von 45 Mark und 9 Loth Gold und 115 Mark Silber. Im Jahre 1765 hat diesen Bau das Aerar in eigene Regie übernommen, nach drei Dezennien jedoch wieder aufgelassen. Nicht ohne Hoffnung reicher Ausbeute wurde derselbe von dem Gewerken Komposch wieder in Betrieb gesetzt. In den Fünfziger-Jahren stand der Bergbau wieder öde und verlassen, wurde jedoch von einem in Döllach domizilirenden Hutmann, wo auch die Schmelzhütte sich befand, im halbwegs betriebsfähigen Zustande erhalten. Zu diesem Behufe mußte durch das anschwellende Gletschereis neben dem Berghause (2798 Meter) auf der Goldzeche ein Stollengang eingetrieben werden, um in den Annenstollen

zu gelangen. In neuerer Zeit gieng derselbe in den Besitz des Baron Mai de Madis über, der diesen alten Goldbergbau mit Energie und großem Kostenaufwande wieder in lebhaften Betrieb setzte.

Ein emsiges Schaffen und Treiben herrschte nun in dem öden, verwitterten Bergwinkel. Für den alten, verfallenen Erzpocher in der vorderen Kleinfleiß, von welchen nur mehr die äußeren Umfangsmauern sich erhalten haben, wurde auf dem eine starke Stunde vom alten Berghause der Goldzeche entfernten Zirmseebichl ein neuer Erzpocher gebaut. Die Ausbeute war nicht besonders ergiebig, dazu kam noch, daß der mit vielen Kosten neuhergestellte Erzpocher in der Nacht vom 3. zum 4. März 1876 von einer mit Vehemenz über den Seebichl herabsausenden Lawine völlig zerstört wurde, so daß die Arbeiten wieder eingestellt werden mußten.

Der Hochenarr (Kesselkopf) bildet eine der prächtigsten Aussichtswarten im ganzen Tauerngebiete, von dem L. Purtscheller mit Recht sagt: „Dieser schöne Gipfel verdient es aus mehr als einem Grunde, daß ihm die vollste Beachtung seitens der Touristen zu Theil werde“. Wer den Kesselkopf besteigen will, findet dermalen im Unterkunftshause auf dem Seebichl (2464 M.) ein entsprechend eingerichtetes Fremdenzimmer. Vor Jahren war man genötigt, im alten Berghause auf der Goldzeche ein Obdach zu suchen.

Wie überall in den Ostalpen, sind auch die Gletscher im Goldzechgebiete zurückgewichen und an so manchen Stellen, wo vor Jahren Eisfelder starrten, sieht man nun nur mehr Gerölle und Felsblöcke. Der noch in den Fünfziger-Jahren bis zum Zirmsee ausgedehnte Gletscher ist bis zur Hälfte der Wegesstrecke zum alten Berghause verschwunden und nur ein wüstes Durcheinander von Felsgestein aller Art durchzieht in neuester Zeit diesen früher gletscherüberwallten, nun eisfrei gewordenen Theil des Bergabhangs.

Auch der vom Gebirgsrücken der Landesgrenze sich weiland herabsenkende Gletscher, der das Berghaus der Goldzeche mit eisigen Armen umklammerte und sogar in dessen innere Räume eindrang, ist nun völlig abgeschmolzen und unförmliche Felstrümmer bedecken den Hang, über welchen man sonst wie auf einer glatten Eisenbahn auf mit Schnüren zum Umbinden versehenen rauhen Schweinshäuten zur Knappenwohnung abzufahren pflegte.

Eine Schilderung der Goldzeche in ihrem vergletscherten Zustande in den Fünfziger-Jahren dürfte nicht ohne Interesse sein, daher wir dieselbe nachstehend folgen lassen: Der Weg in das Gletschergebiet der Goldzeche führt von Heiligenblut aus über den Fleiß-Tabor, einen Ausläufer des Mönichberges, in dem einstens Goldgruben bestanden haben, in das reizende Alpenthal der Kleinfleiß.

Auf dem Plateau des Fleiß-Tabor, 1500 M., der mit der niedlichen Antonio-Kapelle und dem alpenhaften Gehöfte des Fleißners die Gegend weithin beherrscht, genießt man eine überraschend schöne Aussicht. Der ganze Pasterzen-Kees-Boden, wie er längs der Gamsgrube, Freiwandecke und den Eisgeländen des Glockners bis zu dem blütenweißen Johannsberge sich hindehnt, liegt mit seinem zerklüfteten Absturze und den grotesken Eisformationen wie ein aufgeschlagenes Buch vor dem entzückten Auge.

Der Großglockner, zu einer viel imposanteren Höhe sich erhebend, zeigt sich da erst in seiner silberglanzvollen Majestät als der König der Berge und schaut stolz auf die schneelosen Gipfel seiner Nachbarn in den Niederungen mit ruhiger Ueberlegenheit herab.

Der Fleiß-Tabor bietet unstreitig den günstigsten Standpunkt, um sich ein volles Bild von der Schönheit und Erhabenheit des Eisfeldes der Pasterze zu verschaffen.

Verlassen stehen heute die aus graugelben Steinen aufgeführten Gebäude des Erzpochers in der fast blumenlosen Steinwelt da. Der Name Erzpocher kommt daher, daß die im Goldbergwerk gewonnenen Erze durch Pochen und Schlämmen aufbereitet wurden. Jetzt sind die Mauern nur stumme Zeugen jener montanistischen Betriebsamkeit, die vor vielen Jahren die nun öden Räumlichkeiten belebte, und diese weltabgeschiedenen Gründe mit dem Gedröhne der Hämmer und Pochstempel und dem frohen Gesange der rüstigen Bergknappen erfüllte. Vergebens späht man nach dem gastlichen Rauch einer Alpenhütte und umsonst lauscht das Ohr nach dem Jubel der Heuernte.

Die Partie wird wieder interessant, sobald man beim ersten Knappenhaus anlangt. Frei und luftig steht es da mit ausgebrochener Thür und Fensterläden, ebenso kahl und wüst, wie die Gegend ringsum. Neben dem Knappenhause liegen die Mauerüberreste einer Erzkammer, worin sich noch taubes und erzhaltiges Gestein befindet, das von der Goldzeche herabgesäumt wurde. Wie der Bau einer Riesenburg thürmen sich die Granitquadern des Goldzechhorns 2950 M. auf, gleichwie ein Wartthurm, der mit dem Einsturz droht, eine fantastisch entrollte Felsenszenerie.

Das eigentliche Gebiet der Goldzeche mit den Goldlagerstätten 2700 M. über der Meeresfläche liegt vor unseren erstaunten Blicken. Der tiefdunkle Spiegel des Zirmsee's 2499 M. ist halbmondförmig von Gletschern und Felsenriffen umschlossen. Ein Saumpfad hart am Gestade des See's führt uns hinüber zur W a s s e r k a n n e.

Nach steilem Anstieg erreichten wir das Z i e l u n s e r e r R e i s e das Z e c h e n h a u s! Dasselbe besteht aus einer Küche, einer Wohnstube und einer Schmiede, aber weil lange kein menschliches Wesen darinnen gewaltet, war der Zustand durchaus nicht anheimelnd.

Von der Küche kommt man in die eigentliche Wohnstube. Da sieht es nicht freundlich aus. Auch da rieselt das abfließende

Gewässer über den gedielten Fußboden, daß man vergebens nach einem trockenen Plätzchen sich umsieht. In einer dunklen Ecke der Stube steht noch ein Bettgestelle, das aus rohen Brettern zusammengefügt worden war. Aber das Stroh darin ist feucht und daher nicht zu erquickender Ruhe einladend. In alterthümlichen Schränken an der Hinterwand, welche von glitzernden Eistapeten überzogen ist, liegen übereinander geschichtet allerlei Holzgefäße, die zur Aufbewahrung und Weiterbeförderung der gewonnenen Golderze verwendet wurden. Aus der Nässe des Fußbodens erhebt sich in der Nähe des Ofens wie eine Insel ein provisorischer Herd, der aus Steinplatten zusammengesetzt wurde. Aus den halbverkohlten Holzklötzen schaut noch ein schwarzer Thonhafen hervor, wie ihn die letzten Gäste zurückgelassen hatten. Bei eintretender Nacht nimmt die Kälte zu und wir schicken uns an, in die Goldzeche einzufahren, welche als die höchste in Europa gilt.

Der Einfahrt-Stollen ist mit Gletschereis angefüllt. Man muß sich durch eine enge Eisschlucht, etwa 100 Schritte lang, hindurchwinden, um in das Innere des Berges zu gelangen, und drohend wie Damoklesschwerter hängen an der ganzen Strecke über unseren Häuptern die Eiszapfen.

In den seltsam gestalteten Eisgebilden, die sich in diesem mit Gletschereis ausgetäfelten Stollengange neuerdings angesetzt hatten, bricht sich der Lichtstrahl der Grubenlampen in allen Farben.

Gebückt wandern wir weiter auf den Brettern der Bodensohle, um nicht mit den Eiszapfen in eine unliebsame Berührung zu kommen; das Getöse der abfließenden Gewässer wird immer heftiger und plötzlich stehen wir vor einem Wasserabsturze, der durch das Obergewölbe des Stollens schäumend, gischtend niederrauscht.

Endlich erreichen wir die Wetterthüre. Hier findet das Gletschereis seine Grenze. Ein hoher, geräumiger Stollen nimmt

uns auf. In einer Felsnische zur Rechten bemerken wir einen Holzstoß, der von schneeweißen Schimmelblüten so dicht überdeckt ist, daß er wie ein weiches Lager von Eiderdunen aussieht. Wir befinden uns im weißen Steiner-Stollen und durchkreuzen von da aus das Innere des Berges nach allen Richtungen.

Manche Stollen stellen weit und hoch die prächtigsten Felsenhallen dar, wogegen andere so eng sind, daß wir uns durchschieben müssen, indem wir mit Schauder in die dunklen Klüfte hinauf blicken, in welche die Felsenwände über unseren Häuptern zusammenlaufen. Viele Stollen sind blos geschrämmt und deuten auf ein hohes Alter dieses Gold-Bergbaues.

Die Auffahrt in die höheren Etagen geht über schwanke Leitersprossen. Den Christoph-Stollen besuchen wir nicht wegen dessen Entfernung und der vorgerückten Zeit. So steigen wir über zahlreiche Leitersprossen wieder in die Tiefe, von herabstürzenden Wässern durchnäßt, und kommen, nachdem wir die Stollen der Mittleren Hilf, der Linkkluft, den Sandarm u. s. w. besichtigt hatten, glücklich und wohlbehalten im weißen Steiner- und Anna-Stollen wieder an.

Der Schall unserer Tritte, vermengt mit dem Sprudeln der Quellen und dem Geräusch der abfließenden Bäche in diesen verschlungenen Gängen, Höhlungen und Grotten, erweckt ein so sonderbares, oft der menschlichen Stimme ähnliches Echo, als ob der Geist des Berges mit den Gnomen und Koboldeu vertrauliche Zwiesprach hielte.

Indem wir unsere Schritte beschleunigen, gelangen wir wieder zur Wetterthür, wenden uns durch die Krümmungen des Eisstollens und treten, durch einen Trunk klaren Gletscherwassers erfrischt, in das Zechenhaus und von da wieder in's Freie hinaus. Im magischen Lichte des Mondes liegt die Gletscherwelt mit ihren beschneiten Gipfeln und Eisfeldern in zauberischer Schönheit vor uns.

Ein Gang über die Dössner-Scharte.

Die Bergtouristen reihen das Möll- und Maltathal mit dem Gößgraben den interessantesten Thälern Kärntens an. Als reiche Schatzkammer für Botaniker und Geologen weithin bekannt, umschließt ihr etwas enger Rahmen auch eine Fülle von alpinen Bildern, welche bald durch ihre Lieblichkeit, bald durch ihre Großartigkeit und wilde Zerissenheit den Naturfreund überraschen. Beide Thäler sind durch das Elendkees in südwestlicher, dann in südöstlicher Richtung sich fortsetzenden Berggürtel geschieden, welcher bei seinem Eintritt in das Drauthal gegen das Lurnfeld einerseits und gegen das Lieserthal andererseits abfällt.

Die Einsattelung dieses Höhenzuges bilden, wenn auch nicht bequeme, doch immerhin practicable Uebergänge aus dem Möll- in das Maltathal und umgekehrt. Der Bergsteiger wird solche Uebergänge, um neue Bilder und Anblicke zu gewinnen, oder um denselben Weg nicht zweimal machen zu müssen, besonders aber dann der breitgetretenen Straße vorziehen, wenn er dadurch noch bedeutende Umwege abschneidet.

Wer von Spital aus durch das Mölllthal bis zum Fuße Großglockners vordringt, könnte ganz leicht, wenn er die Bequemlichkeit zur Seite setzt, den Rückweg über den Schober einschlagen, um in's Fraganter Thal und von da über die Wurten-Alpe nach Mallnitz hinabzusteigen. Da findet er ein recht gutes Gasthaus,

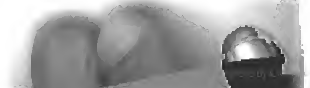
2

um sich von dieser Tour zu erholen. Von Mallnitz aus führen dann wieder zwei Wege — insoferne man im pfadlosen Hochgebirge von Wegen sprechen darf — in den Gößgraben und in das Maltathal hinüber. Der eine geht über die Großelend-, der andere über die Döffner-Scharte. Von Obervellach aus kommt man durch das Kaponik-Thörl in den Gößgraben.

Nach zwei langweiligen Regentagen, die ich in Mallnitz zubrachte, hatte sich der Himmel wieder ausgeheitert. Wer einmal längere Zeit in den Alpen sich aufgehalten, weiß was das sagen will: ein Regentag in den Alpen. Wenn es monoton niederplätschert und die Nebel über die herrlichen Bergkuppen tief, fast bis an die Stubenfenster niederhängen, wie sehnt man sich da nach einem Sonnenblicke, zumal wenn man eine Wanderung in Aussicht genommen hat! Wie froh war ich, endlich den Ankogel durch die vom Sturm gepeitschten Nebelmassen im hellen Morgenstrahl aufblitzen zu sehen. Eiligst wurde ein Führer gedungen und zur Bergfahrt gerüstet.

Wir wandten uns links dem Döffen-Berge zu, wo wir nach kurzem, mäßigen Anstieg das schöne Anwesen des Eggerbauers erreichten. Da wurde Umschau gehalten. Das Dorf Mallnitz war bereits aus unserem Gesichtskreis verschwunden, hingegen hatte sich derselbe um etwas gegen Süden erweitert. Wir sahen den Polinik und blickten in das Raggathal hinein. Vor uns lag der breite Rücken der Lonza, weiter rechts der Gösel und der Mallnitzer Tauern, in der Tiefe das liebliche Mallnitzer Thal mit den zerstreuten Hütten und der schäumenden Ache.

Am südlichen Abhang des Bergrückens, welcher das Seethal mit dem Stapitzer-See und den Lassacher Winkel vom Döffner-Graben scheidet, wanderten wir eine Zeit fast eben fort, dann sanft ansteigend, beim letzten Bauernhofe: Groier, endlich an einer Sägemühle vorüber in den Döffen-Winkel hinein, in dessen tiefsten



Hintergrunde die kahle Felspyramide des Saulecks 3080 M. sich zeigte.

Nach einem Marsche von zwei Stunden erreichten wir die erste Alpenhütte in einer Thalmulde mit Wiesengrund und Waldbestand. Vom nächtlichen Regen durchnäßt dampfte das Dach in den wärmenden Strahlen der Sonne. Hier übersetzt man den Dössen-Bach, der vom Dössner-See herabkommt und streckenweise seine wilde Alpennatur bezähmend, ruhig und langsam durch ein Fichtenwäldchen dahinfließt. Den Reiz der Landschaft erhöht die großartige Felsumgebung. Zur Rechten starren die Dössner-Bretter, ein vom Seekopf sich abzweigender Felskamm mit schroffen Abstürzen, welche mir der Führer als ein beliebtes Revier der Gemsen bezeichnete, in der Luft empor, während das Sauleck auf der anderen Seite in nächster Nähe herniederschaut.

Das Sauleck bildet eine gegen Südost sanft abgedachte, gegen Nordwest aber steil abfallende Felsenkuppe, und gewährt, von der Südseite aus sehr leicht ersteigbar, einen sehr instructiven Einblick in die Hochalpengruppe.

Gerade vor uns erhob sich ein den Winkel vollkommen abschließender Querriegel von bedeutender Höhe. Ein steiler, von den auf und nieder wandernden Rindern ausgetretener Pfad führt zur Egger-Alpenhütte hinauf. Nach einer Wegstunde überschritten wir die Schwelle dieses gastlichen Alpenheims.

Bei der Alpenhütte ist ein Ausblick nur gegen Westen offen. Ueber den das Mallnitzer Thal begränzenden Rücken der Lonza erheben sich zahlreiche Spitzen und Kuppen und wie man um eine Bergstufe höher steigt, kommt auch der Großglockner, welcher mit seiner schlanken Eisspitze alle Höhen weitaus überragt, zum Vorschein.

Unser Aufenthalt in der Hütte war von kurzer Dauer. Ich vertauschte meine Stiefletten mit schweren Bergschuhen, da der

Weg von hier an immer rauher wird oder eigentlich ganz aufhört. — Rüstig gieng es wieder bergan.

Wir mochten wieder eine Stunde, bald hart am Felsufer des Döſſner-Baches, der in glatt ausgeschliffenen Felsrunsen niederrauscht, bald durch Felstrümmer, welche über den mageren Wiesboden zerstreut sind, fortgewandert sein, als die Physiognomie der ohnehin schon etwas düsteren Berglandschaft einen noch ernsteren Ausdruck annahm. Eine kolossale, in mehrern Klaftern Höhe, von chaotisch über einander gelagerten Granitblöcken gebildete, bogenförmige Mauer erhob sich vor uns. Jedem weiteren Vordringen schien sie gebieterisch ein „Halt" entgegen zu rufen. Auch zu beiden Seiten stiegen kahle Felswände empor; die Vegetation hatte bereits gänzlich aufgehört, kein Grashalm sproßte in dieser Steinwelt.

Wir hielten uns links, um den Wall zu umgehen. Siehe da, am nördlichen Abhange desselben tauchte der klare Spiegel des Döſſner-See's auf, der einzige für das Auge erfrischende Punkt, welcher in das starre, regungslose Bild der vor uns liegenden Steinwüste Leben bringt. Sein Becken ist oval und hat eine Viertelstunde im Umfange. Die Zuflüsse erhält er wahrscheinlich von unterirdischen Quellen und von den aus Schneefeldern abfließenden Schmelzwassern. Die den Seeboden bedeckenden Steine sind mit Flechten dick überzogen und geben dem Seespiegel die schöne an manchen Stellen saftgrüne Färbung. Der Führer behauptete, daß in diesem Hochgebirgssee die schönsten Salblinge zu finden seien.

Ein starker Luftstrom streifte über das Niveau des Sees hin, daß er strichweise leichte Wellen schlug, als wir am Gestade desselben, wie über einen natürlichen Molo, der sich allerdings nicht durch besondere Ebenheit auszeichnete, hinzogen. Wir übersetzten eine Felsplatte nach der andern; der Führer voraus, welcher die

Lage der Steine sorgfältig prüfte und ich folgte langsam nach. Jetzt kommen wir ins böse Gemäuer! rief mir der Führer zu, und ich hatte bald Gelegenheit, die Annehmlichkeiten desselben kennen zu lernen.

Die Wegstrecke vom See bis zur Döffner-Scharte hinauf nimmt mehr als eine Stunde in Anspruch und ist die beschwerlichste der ganzen Wanderung von Mallnitz bis nach Maltein.

Man hat ein mächtiges, bis zur Scharte sich ausdehnendes Kar zu passiren; ein schauerliches Durcheinander von scharfkantigen, hoch übereinander gelagerten Granitblöcken in allen Dimensionen, mit schönen, weißen Bruchflächen, als ob sie erst vor Kurzem von der Höhe niedergestürzt wären. Unter denselben hört man unsichtbare Wasseradern niederrauschen. Wo findet sich wol der Bauverständige, welcher durch dieses Steingewirre einen halbwegs gangbaren Pfad zu bahnen vermöchte?

Ein geübter Gemsjäger oder ein Wildschütz schwingt sich von einem Steinblock zum andern, wenn die Kanten auch etwas weit von einander abstehen. Er weiß die lose eingeklemmten Steintrümmer, welche beim Antritt den Schwerpunkt verlieren und nachgeben, sorgfältig zu vermeiden, da er mit diesem trügerischen Boden vertraut ist. Aber der gewöhnliche Tourist geräth dabei leicht in die Gefahr, auszugleiten und in eine der klaffenden Spalten hinabzustürzen; ein Gang durch dies Steinkar erfordert daher große Vorsicht.

Kaum hatten wir einen Steinwall hinter uns, so thürmte sich noch kolossaler ein anderer in die Lüfte. Vor mehren Jahren, erzählte der Führer, waren die an die Abhänge des Sauleck's sich lehnenden Schründe mit Eis und Schnee gefüllt und da war der Anstieg kein so beschwerlicher, weil man über das Schneefeld ohne besondere Mühe, wenn auch etwas steil ansteigend, zur Schartenhöhe gelangen konnte; aber der Gletscher schmolz zusammen, und

nur in den schattigen Abhängen des Seekopfs liegen noch bedeutendere Schneemassen, die bis zur Scharte hinan reichen.

Nach langem und nichtsweniger als angenehmen Aufwärtsklimmen erblickten wir zur Rechten ein Schneefeld, wir steuerten darauf los und kamen, obschon es sehr steil war, da der Schnee unter unseren Tritten nachgab, glücklich zur 2665 M. hohen Scharte.

Da standen wir nun an der Wasserscheide, an der Grenze zwischen dem Möll- und dem Malta-Thale und blickten durch das enge, verwitterte Felsthor hinaus. Welch' herrlicher Anblick! Der Gößgraben lag in seiner ganzen Länge in der Tiefe vor uns ausgebreitet: im fernsten Hintergrunde zeigte sich, wie ein weißes schimmerndes Band über Waldesdunkel niederschwebend, der Fallbach im Malta-Thale.

Schon als wir am Gestade des Sees weilten, bemerkten wir, wie die Nebel pfeilschnell über die Kuppe des Sauleck's und die Felskämme hinjagten. Auf der Höhe empfing uns ein leichter Sprühregen von ganz localer Natur. Denn soweit das Auge hinschweifte, war Berg und Thal von der Sonne beleuchtet, und der kurze Schauer kam aus dem Wetterloche, vom Elendkeese herüber.

Da sich nirgens ein Ruheplätzchen bot und der heftige Wind uns fast den Athem benahm, hielten wir nur kurze Rast und stiegen dann jenseits über die Scharte hinab; einige Klafter bergab ging es durch feines Gerölle und Schotter, dann kamen wir auf ein die ganze Felsschlucht ausfüllendes Schneefeld von beträchtlichem Neigungswinkel.

Eine unfreiwillige Rutschpartie war unvermeidlich. Ohne die geringste Verletzung erreichten wir jedoch in wenigen Minuten den untersten Rand des Schneefeldes, das sich in ein ödes Steinkar verliert; dieses bedeckt die Sohle der engen, den hintersten Winkel des Gößgrabens bildenden Hochmulde; die Blöcke waren

grau und verwittert, hier und dort mit Moos überzogen. Es war das hohe Gößkar.

Die beschwerliche Wanderung begann auf's Neue. Dazu kam noch der Umstand, daß ein mit Eiskörnchen vermischter Regen die Steine schlüpfrig machte und den Marsch bedeutend erschwerte.

Zwischen den Steinblöcken lag altes, verwittertes, stellenweise muschelartig ausgewaschenes Gletschereis, und in einer kleinen Lache mit Eis und Schneeumrahmung, an der wir vorüberwanderten, schwamm ein tüchtiger Eisblock. Als wir tiefer in das Kar hineinkamen, sahen wir weitum nichts, als wirr durcheinander gewürfelte Steine. Erst gegen das Ende desselben, wo sich die Steinwälle gegen die Ulrichsalpe abdachen, erquicken eingestreute Rasenflächen das Auge.

Nach einer Stunde lag das Kar hinter uns. Wir ließen uns am Karbrunnen, am äußersten Rande desselben nieder, und zwar, um vor den noch immer anhaltenden Regen unter einer Felsplatte Schutz zu finden. Der Führer reichte mir vom köstlichen Naß ein Glas nach dem andern, während wir tranken, spannten zwei mächtige Regenbogen ihre Farbenpracht, wie ein Glorienschein, über die Alpen aus. Schön ist die Natur überall, selbst ob ihrer wilden Zerissenheit stralt das verklärende Licht.

Gestärkt und erfrischt setzten wir unseren Weg über die grasreichen Abhänge der Trippenalpe (6828 F. Vest.) fort. Angenehm war es, nach langer Wanderung über Steintrümmer wieder einmal weichen, elastischen Rasen unter den Füßen zu haben. Aus der Tiefe zur Rechten winkten die Hütten der Ulrichsalpe herauf, und der Gedanke an die behagliche Ruhe am gastlichen Herde ließ alle überstandenen Mühen vergessen.

Der Regen hatte sich verzogen, die Berge standen vergoldet in den letzten Strahlen der scheidenden Sonne da. Nur der Hochalpenspitz war mit dichtem Nebel bedeckt, welcher bis zum

Trippenkees herabreichte, so daß man blos einen schmalen Streif desselben sehen konnte. So mußten wir für heute auf den Anblick dieser lange verkannten Größe verzichten und uns auf den morgigen Tag vertrösten.

Am Trippenbühel sahen wir auf die Stangalpe hinaus und wanderten durch niederes Strauchholz, das in dichten Beständen die Hänge bedeckte, auf einem ausgetretenen Pfade gegen die obere Tripphütte zu, da der Führer es nicht mehr für räthlich fand, in die Ulrichalpe niederzusteigen. Mein wackerer Führer, der redselig mit Berichten über die Erlebnisse auf seinen Streifzügen in den Kärntner und Salzburger Alpen mich zu unterhalten suchte, erzälte unter anderem, daß er vor ein paar Jahren einen Herrn in das Elendkees führte, weil er darin die Bänerin (Braya alpina, Hoppe) zu finden glaubte.

Ein Felsblock vor der Ochsenhütte bot mir ein bequemes Observatorium. Hier überblickt man den ganzen Höhenzug, welcher den oberen Gößboden in südöstlicher Richtung wie ein Arm umspannt. Alle Abhänge und Mulden dieser kahlen, schroff in die Luft starrenden Felskette sind mit Steinkaren bedeckt, welche an manchen Stellen tief in die Thalfurche niedergehen, mit Steinkaren, wie man sie in solcher Ausdehnung und Mächtigkeit nicht leicht irgendwo findet. Auch das angrenzende Maltathal hat mächtige Steinkare aufzuweisen, und die Ansicht ist nicht unbegründet, daß der Elendgletscher vor Jahrtausenden ein viel größeres Verbreitungsgebiet hatte und alle Höhen, die nun als verwitterte Kämme erscheinen, mit schillerndem Eise bedeckt waren. Die Moränenzüge kann man durch das ganze Thal hinaus verfolgen.

Jedenfalls befindet man sich bei der Tripphütte auf einem zwar wenig betretenen, doch für den Forscher sehr interessanten Gebiete.

Aus dem Thalkessel stiegen die Schatten rasch empor und drängten die scharf begrenzten Lichtreflexe immer höher bis zu den äußersten Bergspitzen, von wo sie sich in den Aether verloren, der

noch eine Zeit fortleuchtete, während Berg und Thal schon im tiefen Dunkel lagen.

Ich wandte mich der Hütte zu. Am Herde loderte ein lustiges Feuer, der „Ochsner" war eben beschäftigt, uns ein frugales Souper zu bereiten. Er war ein schöngewachsener, schmächtiger Mann mit blondem Bart und edler Gesichtsform; sein Costüm erschien uns höchst einfach; als ein Hauptbestandtheil desselben fiel uns ein zusammengelegter Strick auf, den er wie eine Säbelgurte um die Brust trug. Mit ungemein dünner Stimme erzählte er von seinem Thun und Treiben, wie er schon durch 19 Jahre als Hirt auf dieser Alpe diene und das Leben daselbst so gewohnt sei, daß er es mit keinem Stand auf der Welt vertauschen möchte. Eine seltene Genügsamkeit: — Mehl, Ziegenmilch und Butter sind die drei Elemente, aus welchen er sich seinen Morgen- und Abendimbiß bereitet; denn tagüber klettert er durch das „Gschröff," um die weidenden Rinder zu beaufsichtigen, und wenn ein Stück davon zwischen den Felstrümmern sich einklemmt, was nicht selten geschieht, nimmt er von der Brust den Strick, den er eben deßhalb nur Nachts ablegt, schlingt ihn um die Hörner des verrannten Thieres und zieht es heraus. In heißen Tagen verläuft sich die Heerde bis ins Trippen- oder Winkelkees unter der Hochalpenspitze hinauf, um sich am Schneefelde abzukühlen und Gefrorenes zu lecken; dann hat er oft weite, beschwerliche Wege zu machen, wenn er sich Abends mit dem Bewußtsein zur Ruhe legen will, daß ihm kein theures Haupt fehlt.

In der Morgendämmerung verließen wir die gastliche Hütte, um durch den Gößgraben ins Maltathal und nach Gmünd hinab zu wandern.

Der Gößgraben senkt sich in drei Abstufungen in das Maltathal nieder, und man wandert immer in östlicher Richtung zwischen parallel laufenden Bergrücken hin. Von der Ulrichalpe gelangt

man um eine mäßige Bergstufe tiefer auf den oberen Gößboden, den Flatzer, ohne merkliche Thalbildung, übersetzt nächst dem Birkofenfall, welcher schleierartig über eine hohe Felswand niederrieselt, den Gößbach und nach einer bedeutenden Wegstrecke, am rechten Gößufer fortwandernd, den Sammeralpenbach. Endlich kommt man an die zweite Stufe, die in Wänden von mehreren Klaftern Höhe auf den unteren Gößboden abfällt.

Ein schmaler Steig führt hinab. Ein gewaltiges Rauschen wird hörbar, ohne die Ursache desselben zu sehen. Erst wenn man eine Weile niedersteigt, sieht man den von der Trippenalpe in einem Satz niederstürzenden Blotenbrandfall, von geringer Wassermenge, und hart daneben den mächtigen Gößfall oder Höllenfall.

Der obere Gößboden ist ziemlich einförmig, erst beim Gößfall beginnt die Umgebung malerisch zu werden, die Romantik des ganzen Grabens jedoch, der an Breite allmälig zunimmt, drängt sich um die Wirtalpenhütte zusammen. Wer könnte hier vorüberziehen, ohne wenigstens für einige Augenblicke auf dem freundlichen Wiesboden vor der Hütte sich niederzulassen und Rückschau zu halten! Wie aus einem Parke, welchen der Ritteralpenbachfall durch sein donnerndes Getöse belebt, blicken wir hinauf zur Döſſner-Scharte und den sie umschließenden, kahlen, verwitterten Höhen.

Auf der Wanderung bis Maltein begleitet den Touristen noch das nähere und entferntere Tosen einiger Wasserfälle. Da haben wir den Treskafall, oder Schaubach, dem Alpenschilderer Schaubach zu Ehren so benannt, und den 75 Klafter hohen Fallbach, welchen wir an der Kammhöhe zuerst erblickten und nun erst beim Abstieg über die letzte Stufe des Gößgrabens in seiner vollen Schönheit wieder zu Gesicht bekommen.

Ueber die botanischen Verhältnisse des Thales giebt Paul Kohlmayr's kurze Monographie des Maltathales, welche diesen Gegenstand ausführlich behandelt, den besten Aufschluß.

Die Stangalpe.

Die sagenumwobene, durch ihre fossilen Pflanzenreste berühmte Stangalpe liegt hinter einem Kranze von Vorbergen an Kärntens Nordgrenze, völlig verborgen als mächtiger Grenzwall dreier Länder, da in ihr die Grenzmarken von Kärnten, Salzburg und Steiermark zusammenlaufen. Den Knotenpunkt derselben bildet der Königstuhl (2331 M.); von seinem Gipfel aus gewinnt man einen überraschenden Ueberblick über die Gliederung und die vielen „Nocks" dieser Alpengruppe. Von seinem Fuße laufen drei tiefe Thalspalten aus: der Krems-, der Leoben- und Predlitzgraben, letzterer zu Steiermark gehörig, durch welche ganz gute Wege in dies ausgedehnte Alpengebiet hinauf führen.

Wer im Gmündthale weilt, kann den Weg durch den Kremsgraben auf die Kremsalpe einschlagen.

Am Eingange derselben liegt das Dorf Kremsbrücken. Da steht ein altertümliches, großes Gebäude, mit vielen Blumentöpfen an den Fenstern, ein ehemaliges Zollamtshaus, derzeit ein Gasthof. Der Anstrich der Jalousien zeigt noch von seiner ehemaligen Bestimmung. Die Zimmer im oberen Stockwerke sind getäfelt. Eine Stube in der Vorderfront wurde modernisirt und zu einem Gastzimmer für Honoratioren hergerichtet.

Wer um Mariageburt sich hier aufhält, hat Gelegenheit, einem großartigen Alpenabtriebe beizuwohnen, der in Kärnten

seines Gleichen sucht. Da kann man sich einen beiläufigen Begriff von der Menge der Rinder machen, die diese Alpen bevölkern. Von früh Morgens bis spät Abends, durch einige Tage hindurch ziehen die Heerden, geschmückt mit kolossalen Speikkränzen, fast ununterbrochen zu Thal. Das Jauchzen der „Halter" (Hirten) und das in allen möglichen Tonarten variirende Geklingel der Halsschellen will fast kein Ende nehmen.

Der Stubennock in der Kremsalpe, das Karlbad, der Königstuhl und die berüchtigte Freimannsgrube sind Anziehungspunkte, die uns nicht lange in der heimischen Gaststube verweilen lassen.

Der gut in Stand gehaltene Weg in die Kremsalpe, der nur allmälig ansteigt und streckenweise fast eben hinführt hart am Ufer des Kremsbaches, eröffnet einige recht malerische Landschaften. An aufgeschichteten Erzhalden vorüber, kommt man zu einzelnen, mit Aufschriften und Sprüchen gezierten Häusergruppen und bebauten Ackerparzellen. Nach einer Wegesstunde hört der Feldbau ganz auf und man sieht nur mehr Alpenweiden. Vor Zeiten jedoch standen hier die schönsten Felder. Die zerstreuten Bauerngehöfte, die man da findet, sind ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet, nur mehr von Knappen bewohnt, oder sie dienen den Sommer über als Sennhütten. Die Luft weht zu rauh über die Höhen, die früher mit Wäldern gekrönt, nun kahlen Hauptes herniederschauen. Viele Baumleichen von bedeutendem Durchmesser, von Schnee und Sonnenlicht gebleicht, liegen als Zeugen der ausgedehnten mitunter der Montanindustrie zum Opfer gefallenen Forste noch heutigen Tages auf der blutigen Alm.

Die reichen Eisenerzlager auf der Stangalpe wurden schon in den frühesten Zeiten ausgebeutet. Der Stubennock heißt seit Jahrhunderten: der alte Berg. Dafür sprechen auch die zerfallenen Gebäude, denen man am Wege begegnet. Da trifft der Wanderer



einen von allen Seiten aus den Fugen gehenden thurmähnlichen Bau: das „Stöckl“ den alten Getreidekasten des Grafen Aschauer und weiter hin Ruinen verfallener Schmelzwerke.

Endlich weitert sich der Graben, der an manchen Stellen blos der Straße und dem Kremsbache Raum giebt, zu einer mäßigen Thalebene aus; da liegt 1470 M. über der Meeresfläche melancholisch und einsam die Curatie Kremsalpe, bestehend aus der Kirche, dem Pfarr-, Schul- und Wirtshause, mit einer Gruppe von Sennhütten und Knappenhäusern. Der Stubennock, als isolirt aufstrebende Kuppe, sieht durch die Thalspalte von Osten herüber.

Auch dieses einsame Alpendorf hat seine historische Merkwürdigkeiten. In der recht niedlichen, gothischen Kirche befindet sich ein großes Wandgemälde, das den Grafen Aschauer, der hier seinen Wohnsitz hatte, knieend darstellt. Er soll früher Heide gewesen sein und nach seiner Bekehrung zum Christenthume den Heidentempel, der hier stand, in eine christliche Kirche umgestaltet haben. Noch leben viele Sagen im Munde des Volkes vom Grafen Aschauer. Gleich oberhalb der Kirche liegt die Pfarreralm mit einem hügeligen Wiesen-Terrain. Da heißt es noch heute bei den „heidnischen Friedhöfen.“

Nicht weit vom neuen Knappenhause, wo man eine geordnete Sammlung aller hier vorkommenden Gesteinsarten und eine gute Bergkarte findet, steht ein altergraues, ganz verfallenes, einstöckiges Gebäude mit unregelmäßigen kleinen Fensteröffnungen, die ehemalige „Residenz“ des genannten Grafen.

Vom Einfahrer, dem letzten Hause des Alpendörfleins, mit dem letzten Gärtchen am Wege, in welchem neben den gelben Capuzinerrosen, Nelken, Klatschrosen und Astern, die kleine Hausapotheke bildend: die Ringelrose für die Ruhr, Weinkraut für die Auszehrung, Isop und der schwarzblättrige Lavendel u. s. w.

zu finden sind, führt ein schmaler Steig zur Knappenstube, auf den Stubennock hinauf.

Man wandert da über die Stubenböden, ein beliebtes Revier des Schildhahns hin, wo man Rückschau hält und das ganze Alpenthal der Krems mit den zerstreuten Häusergruppen übersieht. Zur Rechten zeigt sich der Schilchernock und das Schönfeld, gegen Norden der lange Rücken der blutigen Alm — von dieser geht die Sage, daß dort wilde Völker eine Schlacht geliefert haben — weiter hin der berüchtigte „Salztragerriegel" wo zwischen Grenzaufsehern und Schmugglern, die mit Salz Schleichhandel trieben, blutige Gefechte vorgefallen sein sollen.

Im Winter, wenn Eis und Schnee feste Bahn geschaffen, wird hier das im Stubennock gewonnene Erz in Holzkisten mit Ochsengespannen zu den Schmelzwerken ins Lyserthal hinabgeführt.

Nach zwei Wegesstunden erreicht man die vom Wind umbrauste Knappenstube, auf einer von Rhododendrongebüschen und Aconit bedeckten Hochebene.

Wir treten ein, um uns zur Grubenfahrt zu rüsten. In der Stube sieht es nichts weniger als wohnlich aus. Alles ist von Rauch geschwärzt, selbst die kleinen Fensterscheiben. Am hellsten Tage herrscht da ein mystisches Dunkel. In einem Wandschrank der Stube befindet sich der kleine Hausaltar, vor welchem die Knappen vor der Grubenfahrt ihre Andacht verrichten.

Mit einem „Glück auf!" fahren wir in den gleich ober der Stube befindlichen Stollen ein. Dieser ist so schmal und niedrig, daß man sich fast durchschieben muß. Die Wände sind geschrämmt und bezeugen das hohe Alter des Baues. Weiter hinein findet man noch Spuren von Schußlöchern. Der Stollen wird hier weiter, der bisher gekrümmte Rücken kann sich wieder frei aufrichten. Wir kommen auf unseren Kreuz- und Querzügen in gewölbartige Höhlen, wo „auf Brand" gebaut wurde; ein Verfahren

der Vorzeit, um das Gestein mürbe zu machen. Durch die Mitte des Rock's geht die Grenze von Kärnten und Salzburg und die beiderseitigen Bergantheile sind durch ein Eisenkreuz in der Stollendecke markirt. Hoch ober dem Knappenhause, knapp unter der kahlen verwitterten Kuppe des Stubennocks kommen wir wieder an's Tageslicht.

Das Karlbad.

Auf dem Wege zum Karlbad überrascht uns die plötzlich vor uns auftauchende imposante Felspyramide des Königstuhls, an dessen Westabhang in einer unwirtlichen Hochmulde der Freßenhalssee liegt. Er blickt uns mit seinem stahlgrauen, leise Wellen schlagenden Spiegel kalt und frostig an; und doch zieht es uns hin an's Gestade, das mit seiner braunen Rasendecke den kleinen Wasserkrystall mit weichen Armen umspannt.

Das Badhaus steht am Ufer des Wildbachs, der vom Freßenhalssee abfließend, durch den Leobengraben in paralleler Richtung mit dem Kremsbache in die Lyser abfällt, etwa 1600 M. hoch auf einem ebenen Plätzchen, dem einzigen in der ganzen von Steilwänden und kahlen Höhen begrenzten Schlucht, wo man ein Haus hinstellen konnte, schon nahe der Holzgrenze, denn einige Schritte weiter hinauf findet man nur mehr vereinzelte Zirben und Knieholz.

Die Zeit der Entstehung dieses primitiven Alpenbades ist unbekannt. Wie die Sage berichtet, wurde es schon in grauer Vorzeit benützt und schon Kaiser Karl soll hier gebadet, und weil ihm das Bad gut anschlug, gesagt haben: „Von nun an soll das Bad „Karl" heißen". Mit der Zeit kam es in Verfall und als man die versiegte Quelle wieder entdeckte und zu einem Gebäude den Grund aushob, fand man noch einige morsche Badewannen.

In seiner jetzigen Gestalt besteht das Bad erst seit beiläufig 30 Jahren. Es ist eine einfache Sennhütte mit einem untermauerten Zubau mit sechs Schlafkammern, in welchen gegen zwanzig Badegäste Unterkunft finden. Der interessanteste Theil dieses alpinen Curortes ist jedoch das Badelokal selbst, ein feuchtes düsteres Gewölbe mit ganz eigenartiger Möblirung. Am Boden liegen nebeneinander gereiht, ausgehöhlte Baumstämme und „Tröge“, die als Badewannen dienen. In diese wird das aus einem Felsen unter dem Hause hervorquellende Wasser hineingeleitet und mit den um die Quelle herumliegenden Steinen, die auf offenem Feuer geröstet werden, gehitzt. Diese Steine sind ein quarziges Conglomerat mit thonigem Bindemittel, welchem vorzüglich die Heilwirkung zugeschrieben wird.

Das Leben und Treiben hier, wenn die Saison ihren Höhepunkt erreicht, ist wirklich originell. Zuweilen beläuft sich die Zahl der Gäste auf 8 bis 15 Personen, es sind zumeist Landleute aus der Umgebung, mitunter ein paar Viehhändler aus dem Salzburgischen, die hier die Herren spielen und sich bedienen und bewirten lassen. Die Meisten leben hier auf eigene Faust, bereiten sich selber die Atzung und da der Herd nicht groß genug ist, muß oft eine Partei auf die andere warten. Daß manchmal Grenzstreitigkeiten auf der Herdplatte vorkommen, die öfters mit den Fäusten geschlichtet werden, wenn sich nicht der Badebesitzer frühzeitig genug ins Mittel legt, läßt sich denken.

Die Badegäste sitzen gewöhnlich vor der Hütte in der Sonne, flicken ihre fadenscheinigen Kleider, stopfen ihre Strümpfe oder breiten ihre Wäsche zum Trocknen auf den herumliegenden Steintrümmern aus.

Der Königstuhl (2331 M.) und die Freimannsgrube.

Vom Karlbade aus bietet eine Besteigung dieses Hochgipfels keine Schwierigkeit. Eine Strecke geht es grabeneinwärts, dann

bergan. Nach einer Stunde steilen Aufstiegs ist eine Hochebene erreicht, von der man nur mehr mit wenigen Schritten auf den Gipfel des Königstuhls gelangt.

Ein eisigkalter Wind empfängt uns, wenn wir auf den Rand desselben hinaustreten und ein furchtbarer Abgrund thut sich auf. In schroffen Steilwänden fällt da die Nordseite des Königstuhles in die Rosenik- und die etwas höher gelegene Koth-Alpe ab. Zwei in das nur ein paar Schritte umfassende Plateau des Gipfels eingeschlagene Holzpflöcke, die man bequem als Feldsessel benützen kann, bezeichnen die dreifache Ländergrenze.

Das Volk erklärt sich den Ursprung des Namens auf die einfachste Weise. Es haben nämlich hier drei großmächtige Herren einmal mit Karten gespielt; sie spielten um einen hohen Preis, um ein Königreich — „der verliert, verspielt sein Land“ hieß es, daher der Name: Königstuhl.

Das erste, was unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist die berüchtigte Freimannsgrube, die gerade zu unseren Füßen in der Tiefe im hintersten Winkel der Kothalpe, im „verborgenen Thale“ liegt, in welch' letzterem der Stangnock seine schwarze Wand uns zukehrt, die im Volke unter dem Namen der „wälischen Kraxen“ bekannt ist.

Die Sage erzählt, daß die Wälischen hier reiche Ausbeute an edlen Metallen gemacht haben. Noch jetzt sieht man im Felsgeschröffe Leitern hängen, die sie zur Behebung derselben benützt haben sollen; auch die „blaue Lasur“ soll da vorkommen. Die Einheimischen aber haben zu wenig Geschick und Mut, um da hinauf zu klimmen.

Herrlich ist die Rundschau von diesem Hochgipfel aus. Man übersieht da einen großen Theil der Centralalpenkette und zugleich einzelne Partien der nördlichen und südlichen Kalkalpen.

Wir wenden uns zuerst gegen Osten, wo der Eisenhut mit seinen beiden Spitzen entgegen winkt, während hinter ihm die langgestreckten Höhenzüge der Kor- und Saualpe in blauer, dämmernder Ferne sich zeigen.

Gegen Norden blickt man über die wellenförmig geschwungenen Höhen der nächsten Umgebung, aus welcher die „blutige Alm", die Mühlbacher- und Schilcherhöhe hervorragen, hinüber auf die lange Kette der salzburgisch-steierischen Alpen, die in Gliedern aufgelöst, deutlich die Contouren der Spitzen und Kuppen erkennen lassen, durch deren dunklen Ton die hinter ihnen inselartig auftauchenden weißen Dolomitmassive der nördlichen Kalkalpen, unter diesen der begletscherte Dachstein, dieser liedumklungene Gipfel, beim Anbruch des Morgens um so grotesker hervortreten.

Noch fesselnder ist das Bild, das in Westen sich aufrollt. Während bisher nur der Dachstein einige Gletscherfleckchen uns zukehrte, erschließt sich uns hier die Gletscherwelt in ihrer vollen, leuchtenden Pracht. Vor uns liegt ausgebreitet der große und kleine Elendgletscher, überragt von der Hochalmspitze, an diese schließen sich Sauleck, Sonnenblick und die übrigen Heroen des Malta- und Pöltathales an, deren Windungen man, ohne auf die Thalsohle nieder zu sehen, bis in die hintersten Winkel verfolgen kann. Auch vom nahen Möllthale blicken einzelne begletscherte Häupter herüber. Nicht minder schön schließt der in düsteres Grau gehüllte südliche Kalkalpenzug die weitentfaltete Rundschau ab.

Wir verlassen den Gipfel und steigen in das Stangfeld nieder. Das Stangfeld ist ein weiter fast ebener Alpenboden am südlichen Abhang des Stangnocks.

Die geologischen Verhältnisse der Stangalpengruppe sind von besonderem Interesse. Dies Gebiet der Steinkohlenformation



wurde in neuerer Zeit von Kolle, Stur und K. Peters durchforscht.

Im Stangnock findet man Pflanzenabdrücke in Thonschieferplatten in größerer Menge und eingesprengte Anthracitlager, jedoch nur von geringer Mächtigkeit.

Ein solches wurde eben, als wir dies Alpengebiet durchstreiften, von zwei Freischürfern aufgeschlossen. Am östlichen Ende des Feldes stand ihr Blockhaus, gezimmert aus rohen Baumstämmen. Die Kohlenknappen, wie sie im Volke heißen, kamen uns freundlich entgegen und führten uns in die Stube, die zugleich Schlafgemach, Küche, Keller, chemisches Laboratorium, kurz Alles in Allem war und noch dazu außer der Thüre keine Oeffnung hatte, durch welche Licht und Luft eindringen und der Rauch hinaus gehen konnte. Einer davon, dem sein schwarzer Bart ein recht bergmännisches Aussehen gab, setzte uns ein Glas Rothwein vor und sagte mit lächelnder Miene: „der wächst hier am Stangfeld". Es war Schwarzbeeren-Wein, ein Getränke, das nicht unangenehm mundet. Es wird aus den hier häufig vorkommenden Schwarzbeeren bereitet, wozu sich die Leute außerhalb der Hütte eine Art Mostpresse zwischen zwei Felsblöcken hergerichtet haben.

Sie hatten von diesem Rothwein einige Maß in großen Thongeschirren in Verwahrung und behaupteten, daß er nach der gewöhnlichen Gährung geistig als wie der beste Wein schmecke.

Der gefällige Bergmann führte uns nun in den viele Klafter tief in den Stangnock eingetriebenen Kohlenschacht. Die glänzend schwarze Kohle läßt sich zwischen den Fingern zerreiben. In der Tiefe des Schachtes soll sie nach Aussage der Kohlenknappen, compacter sein.

Die in der Stangalpe befindlichen Anthrazitlager liefern ein nicht unbedeutendes Quantum Kohle zu den Schmelzwerken nach

3*

Turrach. Nur muß sie mit gewöhnlicher Holzkohle vermischt werden, wenn man sie zum Betrieb des Hochofens verwenden will. Wo der Anthracit zu Tage tritt, löst er sich durch Verwitterung in schwarze Erde auf, welche „Drachenblut“ genannt, vom Landvolke als Arzneimittel gebraucht wird. Große Mengen werden davon zu Thal geschleppt und das Pfund per 20 Kreuzer verhandelt. Es gibt eigene „Drachenblutsammler“, die sich um diesen Handelsartikel zu gewinnen, nicht ohne Lebensgefahr auf die steilen Hänge des Stangnocks hinauf wagen.

Vom Stangfeld führt uns ein Steig in die sumpfige Kothalpe hinüber, daher der Name. Dieselbe durchwandernd, kommen wir in ein wüstes, von Bergen rings umschlossenes Thal, in welchem das Knieholz wuchert und Steintrümmer umher liegen, aber aus den vielen Pfaden, die durch dasselbe sich in allen Richtungen hinziehen, kann man schließen, daß wir uns in einer viel besuchten Gegend befinden. Es kommen zu Zeiten, besonders zur Zeit der Sonnenwende, ganze Schaaren von Leuten aus den benachbarten Provinzen hieher, um nach den hier verborgenen Schätzen zu suchen. Der Glaube an die Reichthümer der im „verborgenen Thale“ befindlichen Freimannsgrube ist im Volke noch immer lebendig.

Wir verfolgen einen der Pfade, der uns über eine niedere Felsmauer in's „verborgene Thal“ der hintersten Bergwinkel unter die Steilwände des Stangnocks und Königstuhls hinabführt.

Man kann sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man die in chaotischer Verwirrung hier übereinander gelagerten Steinblöcke, zwischen welchen nur hier und dort ein Rasenfleckchen zu sehen ist, überschaut — es ist fürwahr ein schauerlicher Ort — kein Wunder, daß die Fantasie des Volkes denselben mit Gestalten aus der Mythenwelt belebte.

Wir durchforschen das wilde Tobel nach allen Richtungen. Aber nirgends ist vom „verdrahtem Loche“, wie die Freimannsgrube auch beim Volke heißt, eine Spur zu entdecken. Der Sage nach ist es nur an bestimmten Tagen im Jahre offen.

Ein Holzknecht ging einmal in der Dämmerung durch das „verborgene Thal“, da sah er eine Thüre im Steingemäuer. Er schlug seine Hacke hinein, um kommenden Morgens nachzusehen. Als er wieder kam, stak seine Hacke in einer Felskluft und die Pforte war spurlos verschwunden.

Am untersten Rand des Thales, wo es sich gegen die Kothalpe abdacht, stehen zwei abgerundete Sandsteinblöcke, wie antike Säulen und weiter hinab, wo das „Zottach“ (pinus mughus. Scop.) eine fast undurchdringliche Hecke bildet und uns an das verzauberte Schloß im deutschen Märchen erinnert, kommt man zu einem schon halbverdorten Zirbenbaume, von welchem die Leute sagen, daß er mit einem, wie eine Hand ausgestrecktem Aste den Schätzesuchern die genaue Richtung zur Höhle angedeutet habe. Unter dem Baum soll ein Todtenkopf und ein beinerner Ring liegen; durch diesen Ring sieht man den Eingang der Höhle, zwei Stufen führen in dieselbe hinein und in der Tiefe sitzt der Freimann, blutroth gekleidet bei einem Tische mit seinem blinkenden Schwerte, um die in Haufen umherliegenden Schätze zu bewachen und jedem den Eintritt zu verwehren. Diese Schätze sollen noch von den Heiden herrühren, die sich, um der Verfolgung zu entgehen, herauf geflüchtet haben. Einige sagen, die Maultasch habe ihre Reichthümer, die sie durch ungerechte Kriege gewonnen, in einer Höhle des Karlnocks verborgen. Einen Freimann stellte sie als Wache hinauf und als einmal ein „Halter“ das schimmernde Gold sah und seinen Sack damit füllte, fiel der Freimann über ihn her und schlug ihm den Kopf ab. Als Strafe dafür steht er

jetzt versteinert in der Höhle und wird erst Erlösung finden, wenn alle Schätze behoben sind.

Eine andere Sage lautet: ‚Wenn die Leute wüßten, welche Reichthümer sie hier unter ihren Füßen haben, sagte einmals ein „Wälischer“ zu einem Bauer, so würden sie sich nicht gar so plagen‘. Der Bauer durchsuchte die Alpe und fand auf dem Boden umherliegend sehr werthvolle Steine, die er zu sich steckte. Er ging weiter und kam zur Freimannsgrube. Da strotzte alles voll Gold, er steckte seine Säcke damit voll an, und eilte nach Hause. Sein plötzlicher Reichthum erweckte den Neid der Nachbarn und sie verklagten ihn als Hexenmeister bei Gericht. Weil er sein Geheimnis nicht verrathen wollte, wurde er zum Tode verurtheilt. Der Scharfrichter jedoch entlockte ihm das Geheimnis unter dem Versprechen ihm durchzuhelfen, vollzog aber dessen ungeachtet die Execution an dem betrogenen Bauer. Zur Strafe für den Wortbruch muß er nun mit blinkendem Schwerte die Schätze der Höhle bewachen.

Lehrreich ist die Geschichte vom Kuno, dessen Weib krank darnieder lag, während für die Kinder kein Brod im Hause war. In seiner Verzweiflung faßte er den Entschluß, in der Freimannsgrube Hilfe oder den Tod zu suchen. Wie schimmerten und glänzten die aufgehäuften Schätze um ihn her. Aber Kuno ließ sich nicht verleiten, mehr davon zu nehmen, als er in seiner Bedrängnis augenblicklich bedurfte; so segnete ein freundlicher Geist sein Wagnis. Unverletzt kam der Glückliche nach Hause, begrüßt vom Jubel seiner Lieben. Durch Genügsamkeit und andauernden Fleiß kam der Mann wieder zu Wohlstand.

Diese Volkssage hat der Dichter des Kärntner Vaterlandsliedes, Johann v. Gallenstein, in klangschönen Versen poetisch dargestellt.

Eine alte Handschrift überliefert uns die Beschwörungsformel, in der es unter anderem heißt: Ich beschwöre dich, o Geist und Freimann Carolus im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, daß du an dem Orte, wohin dich Gottes Allmacht verordnet hat, bleibst. Ich beschwöre dich o Geist und Freimann Carolus durch die Macht Gottes, durch die Gewalt Gottes, durch die Kraft Gottes.

Wir haben da eine Volkssage, wie man sie in anderer Form und in mannigfachen Varianten im Gebiete der Alpen wiederfindet und die alle denselben Entstehungsgrund haben: die Verwünschung der heidnischen Götter in weitentlegene unwirtliche Regionen, oder in das Innere der Berge. (Bergentrückung der Götter. Grimm, Mythologie.) Die verwünschten, verzauberten und bergentrückten Götter blieben nicht, was sie waren. Die Fantasie des Volkes verwandelte sie im Laufe der Zeiten je nach Umständen in Helden, entweder in die unserer Heldensage, die überdies verjüngte Wiedergeburten der alten Götter sind, als Siegfried, Dietrich u. s. w., oder in unsere geschichtlichen Heroen, mitunter auch in spuckende Geister oder wie es hier der Fall ist, in einen Freimann.

Vielleicht war dieser ursprünglich Karl der Große, dessen Name wir in Karlbad, Karlnock, wie der Königstuhl auch heißt, und in der Beschwörungsformel wieder finden.

Nach einer anderen Version soll diese Sage erst im 17. Jahrhundert entstanden und die Freimannsgrube ein alter, verfallener Stollen sein.

Ein Versehgang in den Möllthaler Alpen.

In einem weit von den Pulsadern des Verkehrs entlegenen einsamen Alpendorfe ist ein Kaplan nicht zu beneiden. Einförmig fließen ihm die Stunden und Tage dahin, namentlich im Winter, wenn die Windsbraut Wege und Stege mit Flugschnee verweht und die kleinen Fensterscheiben seines Stübchens mit Eisblumen bedeckt. Kommt die „Botin", der zweibeinige Postwagen der Alpen, mit Zeitungen und Neuigkeiten, bringt sie mitunter einige Abwechslung in die Einförmigkeit seines Lebens. Daß er gleichwol ein Tagebuch führt, das der Kaplan unter der frischen Wäsche im Kasten verborgen hält, dürfen wir nicht verschweigen. Er findet so Manches in seinem Stillleben, das eines Tropfens schwarzer Kanzleitinte wert ist. Das erste blühende Veilchen, das ihn am Waldesrand entzückt, der erste Schneefall, der die Krautköpfe im Pfarrhofgärtchen versilbert, eine Alpenfahrt, ein Versehgang, seine mannigfachen kleinen Leiden und Freuden in der Seelsorge liefern ihm für seine Tageschronik reichlichen Stoff. Die Welt lächelt darüber und fürchtet gar — keine Sorge, — es ist durchaus nicht seine Absicht, seine Memoiren, wie ein Richelieu, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Gewöhnlich wirft er sie am Jahresschlusse als auto da fé in den flammenden Schlund seines Zimmerofens. Da lodern sie auf, die von den schwarzen Hieroglyphen festgehaltenen schönen Gedanken und Erinnerungen und zerfallen in Asche, es ist wirklich schade darum!

Wir haben einige solcher Tagebuchblätter aus den fünfziger Jahren vom Feuertode gerettet, welche ein paar Lebensbilder aus den möllthaler Alpen enthalten und die wir nachstehend mitteilen.

Das Kaplanstübchen in Sagritz war die bescheidenste Wohnung im ganzen Pfarrhofe, gleichwohl fühlte man sich darin ganz behaglich.

Es hatte freilich nur ein Fenster, aber die Aussicht auf die Berge war herrlich. Die Einrichtungsstücke, ein Betschemel, ein Kasten, ein Bett, ein Paar Stühle waren mit blauer Oelfarbe angestrichen und hoben sich von der weißgetünchten Wand vorteilhaft ab. Hier und dort hing ein Heiligenbild, über dem Betschemel ein Kruzifix und — wir müssen es schon verraten, unser Kaplan war ein wenig Maler — über dem Schreibtische ein Kunstwerk seiner Hand, eine Winterlandschaft mit einer Schmiede darstellend. In einer Ecke standen die „Pöller" in voller Wichs aufgepflanzt und daneben lehnte der Bergstock mit der blanken Eisenspitze.

An trübseligen Tagen, wenn Ebbe in seiner Brieftasche und die Landschaft draußen in düstere Nebel gehüllt war, der Regen niederplätscherte und die Stunden wie graue Gespenster langsam an ihm vorüberschlichen, dachte er sich, das Bild mit der Schmiede betrachtend, wenn der Schmied doch seine Hand erheben und tüchtig dreinschlagen möchte, daß die Funken sprühten, um mir ein wenig die Grillen zu vertreiben; aber der Schmied rührte sich nicht und das gemalte Feuer auf der Esse leuchtete nicht.

In solchen melancholischen Stunden zündete sich der Kaplan selber auf seinem Tische ein Feuerchen an. Der Schnellsieder aus Weißblech wurde herbeigeschafft und bald flackerte lustig die blaue Spiritusflamme und der Kaffeenapf — der Grillenvertreiber — brodelte und duftete.

So saß der gute Kaplan an einem stürmischen Winternachmittage in seinem Stübchen beim Fenster, der Wind trieb ganze Wolken von Flugschnee vorüber, während er in aller Gemütlichkeit seinen „Mokka" schlürfte.

Er hatte vom Bücherbrett einen Klassiker herausgesucht, um sich in eine angenehme Lectüre zu vertiefen. Horch, da ertönt die große Glocke vom Pfarrkirchturm! Ein Versehgang, denkt der Kaplan und schon pocht es an seine Thüre. Der Pfarrer stürzt

herein; aber mit einem Gesichte, weißer als die Wand. Um Gotteswillen, ruft der Kaplan von seinem Holzsessel aufspringend, was gibts? Erschrecken Sie nicht über mein Aussehen, entgegnete der Pfarrer, ich mache einen Versuch mit Kalk. Ein renommirter Doctor gab ihm den Rath, seine lederne Gesichtshaut zur Oeffnung der Poren mit Kalk zu bestreichen. Ein Versehgang ist's, werden schon so gut sein. Natürlich, doch wohin? fragte der beruhigte Kaplan. In das Astnerthal! „In das Astnerthal?" wiederholte der Kaplan gedehnt. Freilich, freilich, sagte der Pfarrer, und es hat dazu noch Eile.

Das Astnerthal ist fast zwei Stunden weit von der Pfarrkirche entfernt, ein hinter einem hohen Bergrücken gelegener Gebirgswinkel, wo auf steiler Lehne nur wenige Gehöfte stehen. Wie die Sage geht, soll man dort im Winter bei einem Sterbfall den Todten gleich hinter das Haus hinaus gestellt und dort im gefrornen Zustande wochenlang, ja wie einige sagen, gar bis zum „Langes", belassen haben, um durch die großen Schneemassen hindurch die Herstellung eines halbwegs gangbaren Pfades abzuwarten. Wer diesen Gebirgswinkel kennt, wird diese Sage völlig für wahrscheinlich halten.

Rasch macht sich der Kaplan auf den Weg. Kaum ist die große Glocke verklungen, so schreitet er entblößten Hauptes in Rochet und Stola, die goldgestickte Bursa vor der Brust mit dem die Blechlaterne vortragenden Meßnergehilfen Hieß durch das Pizant des Dorfes. Das Versehglöcklein klingt, und die Leute, die des Weges kommen, empfangen im Schnee knieend den heiligen Segen.

Bald beginnt der steilansteigende Bergpfad und die Fußeisen müssen angeschnallt werden. Der gefällige Hieß stellt die Laterne neben sich in den Schnee und nestelt mit erstarrten Fingern dem Kaplan die Riemen der Fußeisen zusammen. Nun geht es rüstig

aufwärts. Der Weg ist voll Glatteis, aber die Eisen greifen scharf ein. Nach einer Wegesstunde ist die Höhe des Bergrückens erreicht. Kein Baum, kein Strauch ist da mehr zu sehen; nur ein Holzkreuz ragt einsam in die Luft.

Ein heftiger über die kahlen beschneiten Höhen streichender Wind schleudert ihnen Schnee und feine Eisnadeln in das schweißtriefende glühende Gesicht; aber wundervoll ist da die Aussicht. Lange betrachtet der Kaplan auf seinen Bergstock gelehnt, die großartige Scenerie der Bergwelt, über welche sich allmälig die dunklen Schleier der Nacht niedersenkten, während die erhabensten Kuppen noch im Abendroth leuchten. Wer kennt nicht den rosigen Farbenzauber des Alpenglühens. Der gute Hieß zupfte den im Anschauen vertieften Kaplan beim Rochet und weiter gings über ein Hochplateau ohne Weg und ohne Steg, nur einzelne im hohen Schnee ausgetretene tiefe Löcher bezeichneten die in das Astnerthal einzuschlagende Richtung. Einem weitausschreitenden Gebirgsbauer in diesen Löchern nachzutreten, wenn auch nur eine kurze Strecke weit, ist keine leichte Sache, aber doch immerhin einem Versinken in den zusammengewehten Schneemassen vorzuziehen; daher ein solcher Gang selbst die Geduld eines lammfrommen Kaplans auf die Probe stellt. Lange schwieg der Kaplan, die verhängnisvollen Löcher wollten kein Ende nehmen, endlich riß ihm der Faden seiner Geduld. „Hieß", rief er entrüstet, hört der schreckliche Weg nicht bald auf. Noch an Büchsenschuß Hochwürden, entgegnete Hieß; und schweigend schritten sie wieder weiter, an einer blockhausartigen, aus rohen Holzstämmen gezimmerten Kapelle vorüber. Nun ging es steil bergab, schon hörten sie das Rauschen des Wildbachs; bald glitzerten seine schäumenden Wellen im zuckenden Lichtstrahl der Blechlaterne und von der jenseitigen Bergeslehne winkten, das ersehnte Ziel des beschwerlichen Ganges verkündend, die kleinen runden erleuchteten

Fensterscheiben des J*—bauer-Gehöftes, das sie nach einem scharfen Anstiege wohlbehalten erreichten. Eine Maid im braunen Lodenkleide hatte sie mit einer Laterne im Schnee knieend erwartet und führte sie, schluchzend mit verweinten Augen, durch die rußige Vorlaube in die Stube, wo ihre kranke Mutter auf der Ofenbank lag, und das ganze Hauspersonale, bestehend aus zwei Individuen, dem alten Auszügler und dem jungen Besitzer, folgte ihnen betend nach.

Am Rückwege hatten sie noch ein kleines Abenteuer zu bestehen. Als sie nach kurzer Rast in der Holzkapelle, wo das Namensverzeichnis aller Kapläne von Sagritz zu finden, zu welchen unser Kaplan auch den seinigen setzte, die Höhe erreichten, sauste ein schneide..der Nord. Das „Schneetreiben" wurde immer heftiger: da riß ein plötzlicher Windstoß dem Kaplan den Hut vom Kopfe; er sah ihn wie einen schwarzen Punkt über die Schneefläche hinjagen; das flackernde Licht in der Blechlaterne erlosch und der gute Hieß gerieth auf einer steilen Schneelehne ins Rutschen und war mit dem Hute spurlos verschwunden. Der Kaplan befand sich in einer etwas mißlichen Lage. Hieß, Hieß! rief er. Keine Antwort, nur der Wind heulte, er lauschte und lauschte; endlich hörte er vernehmlich die Worte: Mir nach, Hochwürden. Vorsichtig ließ der Kaplan sich, den Bergstock handhabend, über die Schneelehne hinab; da bemerkte er im Dunkeln eine Gestalt — es war der Hieß; aber der Hut? Hieß wußte gleich Rath zu schaffen. In der Nähe standen ein paar Häuser; da wurde für den „Ausreißer" eine Pelzmütze entlehnt, eine „Buchtel' angefacht und rasch ging es bergab.

Als endlich der altersgraue Pfarrhof in Sicht kam, sagte der Kaplan zu seinem Begleiter, der ihm eine ruhesame Nacht wünschte: Hieß, das war ein Versehgang, an den ich mein Lebtag denken werde!

Der alte graue Bergmann.

Es liegen mir noch mehre vergilbte Tagebuchblätter vor, in denen ich unter Anderem eine Geschichte verzeichnet finde, über welche längst Gras gewachsen ist, die aber für weitere Kreise manche interessante Züge in gesellschaftlicher Beziehung enthalten dürfte.

Ein sonniger Nachmittag lockte unseren Caplan aus seinem gemütlichen Stübchen hinaus in's Freie. Er schlenderte den Bergpfad hinab, um seine Schritte nach Döllach zu lenken, ein Dorf, welches zur Pfarre Sagritz gehört und am Ufer des wild von den Gebirgen herabtosenden und schäumenden Möllflusses gelegen ist. An manchen Gebäuden sind dort noch jetzt Spuren einer versunkenen Wohlhabenheit, welche der einstige Handelsverkehr zwischen Italien und Deutschland in jenen Gegenden verbreitete.

Ein reges Leben rief namentlich auch das Goldbergwerk hervor, das sich in der Nähe befindet. Der Betrieb wird wahrscheinlich deshalb nicht wieder aufgenommen, weil heutzutage die Leute allzuschnell reich werden wollen und die Ergiebigkeit zu den vertheuerten Arbeitskräften der anspruchsvollen Gegenwart in keinem Verhältnis zu stehen scheint.

Nun ist es stille in jenem Alpenthale, auf welches die gigantischen Berge des Gebirgszuges der Tauern herabblicken. Nur die Touristen, die von fernen Landen hieher gewandert kommen, sind voll des Lobes über die romantische Lage des Ortes, über dessen nach italienischer Art fast flache, mit Steinen beschwerte

Dächer, die zierlich geformte Kuppel des Kirchthurmes und das breite graue Schieferdach des alterthümlichen, massiv gebauten Schlosses hervorragen.

Auch der Caplan hatte offene Augen für die landschaftlichen Schönheiten. Denn er war in Mußestunden Maler.

Auf seinen mannigfachen Gängen machte er unter Anderem auch Studien über die verschiedenen Farbentöne der Schatten. Das wundervolle Blau des Schattenwurfes in den da und dort noch aufgehäuften Schneemassen, welche die Frühlingssonne noch nicht zu bewältigen vermochte, und der violette Duft der schattseitigen Bergpartien erregten seine aufmerksame Beachtung.

Nach langen Kreuz- und Querzügen bemerkte der Kaplan bei einer Wendung des Weges auch seinen eigenen Schatten, welcher den Anschein hatte, als ob ihm der Kopf fehle. Er zog sich jedoch nur so lang hinaus, daß das Ende kaum mehr sichtbar war. Schon fielen die rothgoldenen Strahlen der untergehenden Sonne schräg auf den Weg und ermahnten ihn, an den Rückweg zu denken.

Als er sich dem Schlosse näherte, kam ihm der freundliche Herr des Schlosses entgegen, der den Priester nach kurzer Begrüßung auf ein Glas „Tiroler" einlud. Der Rothwein aus Südtirol ist dort ein sehr beliebtes Getränk und wird wegen der dunklen Farbe zum Unterschiede von Weißwein — schwarzer Wein genannt.

Mit einer Verbeugung nahm unser Priester die freundliche Einladung an.

Als die Beiden den Schloßhof betraten, bemerkten sie auf einem Baumstrunk einen alten Mann sitzen, dessen verwilderte Haare und Bart ergraut waren. In seiner stark abgetragenen Bergmannstracht von unbestimmbarer Farbe zeichnete er mit einem Stabe geometrische Figuren in den Sand. Sein Gesicht war, wie

es in einem Gedichte Lenau's heißt, gleichsam aus dem Felsen gehauen und verwittert sah es mit den tief eingegrabenen Zügen aus; das ergraute, buschige Haar hing tief über seine durchfurchte Stirne herab. Mit scheuen Blicken betrachtete er die Eintretenden, die im heiteren Geplauder sich ergingen, und als sie an ihm vorüberschritten, bewegte er kaum die fahlen, gekniffenen Lippen zu einem unverständlichen Gruße.

„Sitzt dieser Mensch noch immer da!“ sagte der Schloßherr, als er mit dem Kaplan die breite Treppe hinaufstieg, welche aus der massiv gewölbten Vorlaube in die oberen Stockwerke des Schlosses führte, „ich habe ihn heute schon zwei Mal abgewiesen. Je mehr man ihm gibt, desto mehr will der Alte haben. Man gibt ja in Gottes Namen gern, aber jeder Kreuzer muß vertrunken sein!“

„Es ist nur ein Unglück“, erwiderte der geistliche Herr, „daß solche Leute nicht gut thun, selbst wenn man ihnen mit Milde und gütiger Hand unter die Arme greifen will. Und wenn Einer sich schroff abschließt, begegnet ihm die lieblos höhnende Umgebung auch hart und rauh, wodurch die Sache noch schlimmer wird, Verdruß, Schaden und Verbitterung im Gefolge hat.“

Im freundlichen, mit Zirbelkieferholz getäfelten, und mit den Insignien der Jagd geschmückten Zimmer, in dem auch alte Familienportraits hingen, erzählte der Gutsherr weiter, wie der alte Bergmann bei der Gewerkschaft den guten Dienst durch seinen grenzenlosen Leichtsinn und verschwenderische Lebensweise verlor und nun der Gemeinde zur Last falle. Indem er seinen Ulmerkopf mit feinem Knaster füllte, fuhr der Herr des Hauses fort: „Ich habe mein Möglichstes gethan, aber Tag für Tag ist der Alte wieder da, als ob ich fortwährend das Almosen aus dem Aermel beuteln könnte!“

Es wurde noch ein Mehreres gesprochen über Armuth und Reichthum und die Debatte gipfelte in dem Satz, daß den Armen

vielleicht auch nicht geholfen wäre, wenn die Besitzenden zu Gunsten der Mittellosen von ihrer Höhe herabsteigen würden, denn es ist den wenigsten Menschen die glückliche Natur der arbeitsamen Lebensführung eigen, um mit den Gütern des Daseins mäßig, klug und übersichtlich zu gebahren.

Nun kam die Rede darauf, daß der stattliche Schloßherr auf Freiersfüßen stand, indem aus einem fernen Thale die Braut heimgeführt werden sollte. Eben wurden zum würdigen Empfange der jugendlichen Herrin die Vorbereitungen getroffen, es waren Maurer und Tischler beschäftigt, es wurde gescheuert und geputzt. Die beiden Herren besahen sich die Stallungen und Scheunen und der Schloßherr gab dem Priester noch eine weite Strecke über Wiesen und Felder auf seinem Heimweg das Geleite.

* * *

Der Hochzeitstag, sehnlich von allen wegen der Festlichkeiten im Schlosse und außerhalb desselben erwartet, rückte immer näher heran.

Am Vorabende desselben verfügte sich der Kaplan nach Döllach. Als er durch das Pizaut (Zaunweg) hinab ging, erblickte er in der Ferne den alten Bergmann, damit beschäftigt, mit einem Hammer Steine zu zerschlagen, als ob er in denselben etwas suchen wollte, vielleicht hoffte er, im Gestein eine Goldstufe zu finden, denn in der Nähe schaut geheimnisvoll der alte sagenumsponnene Goldberg in's Thal. Als der Alte den Geistlichen gewahrte, schob er einige Steintrümmer in seinen abgetragenen braunen Kapuzen-Mantel, den er mit einem Stricke um die Mitte zusammengebunden hatte und ergriff damit eilig die Flucht, so daß er in wenigen Augenblicken verschwunden war. Der Kaplan setzte seinen Weg fort und kam unbehelligt nach Döllach.

Im Gasthause dort entfaltete sich ein reges Leben. In der Küche wurde gesotten und gebraten, und die Gaststube war mit

Gästen gefüllt. Zunächst dem Fenster saß bei dem breiten Eichentische der Bezirksrichter im grauen Kärntner Lodenrocke mit grünem Besatz. Diese Lodentracht ist im dortigen Alpenlande allgemein üblich. Denn wenn an rauhen Tagen der eisige Wind aus den Gebirgsschluchten bläst, bietet der fast undurchdringliche braune Kärntner Loden eine schützende Hülle. Hinter dem rechten Ohre hatte der Bezirksrichter, welcher in voller Amtsthätigkeit begriffen war, die Kielfeder, denn es gibt noch jetzt viele Beamte, denen die Stahlfeder ein Gräuel ist. Die Tischplatte war voll von Actenstücken und umher standen Bauern in langen Lodenröcken mit aufstehendem Kragen, den breitkrämpigen Filzhut unter dem Arme; auch ländliche Weiber waren anwesend. Während der Richter auf die gestellten Fragen die Antworten protokollirte, fand er kaum Zeit, den Gruß des eintretenden Caplans zu erwiedern, der sich am Mitteltisch gemütlich niederließ, wo einige benachbarte Amtskollegen beisammen saßen. Es waren lauter normale und geregelte Menschen da, so daß das Sein in diesem Raume anheimelnd schien.

Plötzlich änderte sich die behagliche Stimmung durch das Auftauchen einer seltsamen Gestalt, und ein fremder Luftzug strich über alle Anwesenden.

Die Thüre der Gaststube war aufgegangen und der alte graue Bergmann trat langsam herein, denn der Mann ohne bestimmten Lebenszweck hat niemals Eile. Ohne Gruß setzte er sich beim Ecktische nieder und ließ sich eine Halbe Wein bringen. Mit Vierteln befaßt sich ein richtiger Alpenländler, selbst wenn er ein Bettler ist, nicht gern. Der Bergmann fixirte mit stechenden Blicken alle Gäste, als ob er Jemanden suche, leerte ein Glas nach dem anderen und nahm zuweilen aus einem zerknitterten Papiere eine Prise Tabak, indem er unverständliche Worte in den grauen Bart murmelte. Niemals flog ein heiteres Lächeln über sein verstörtes Gesicht, dessen unheimliches Aussehen sich dadurch nicht verminderte, daß

es vom Weine geröthet war. Gleichsam nachdenkend über den verschiedenen Erhalt der Kupferkreuzer, die er für seine Zeche auf den Tisch legte, verließ er ebenso wie er gekommen, die Stube, ohne sich weiter um die anderen Gäste zu kümmern.

Die Verlaßabhandlung war beendet, und während die Bauern und Bäuerinnen heimgingen, begaben sich die Herrenleute auf die hinter dem Gasthofe befindliche Kegelbahn.

Im luftigen Freien draußen war es schon angenehm. Lustig rollten die Scheibkugeln auf und nieder und die Unterhaltung war im besten Gange. Da erschien der Wirth auf dem mit einer Rundsäule geschmückten Platze und trat in das Sommerhaus, das eine Aussicht in die Berge öffnete. Als die Anwesenden wegen seiner bedenklichen Miene ihn fragend anblickten, sagte er:

„Der Mensch“ — er meinte den alten Bergmann — „hat keine guten Absichten, er sah ganz darnach aus, als ob er heute Jemandem einen Possen spielen wollte.“

Als jedoch der Ruf zum Weiterschieben erklang, wurden diese Worte vom Strudel des Vergnügens verschlungen.

Auf einmal gesellte sich zu dem Rollen und Anprallen der Kugeln ein anderes Geräusch, indem über das Pflaster des Platzes ein leichtes Steirerwägelchen rasselte, welches vor dem Gasthause anhielt. Es trat eine Pause ein und Alle blickten neugierig hinaus.

„Das Alpenröschen, der erste Hochzeitsgast!“ hieß es und ein Lächeln erglänzte auf allen Gesichtern.

Eine weißverschleierte Dame erhob sich im Wagen. Sie war eine bekannte Schönheit des Thales, welche mit ihrer Liebenswürdigkeit Jung und Alt bezauberte.

Die Kegelnden eilten hinaus, um die anmutige Frau zu begrüßen, auch der Caplan blieb nicht zurück, der freundlichen Sitte zu entsprechen.

Als sie den Schleier lüftete, blickte ein blühendes Gesicht

mit dunklen italienischen Augen aus der beweglichen weißen Umrahmung.

„Auf Wiedersehen, morgen!" rief sie lächelnd und nickte zum Abschied, während der Wagen in's Rollen kam. Die Gäste sandten noch Grüße nach, ohne sich um die seltsame Gestalt zu bekümmern, die an der Ecke des Platzes wie festgewurzelt Posto gefaßt hatte. Wieder war es der graue Bergmann, der in drohender Haltung, die Hand in der Tasche, dastand, als ob er die am Wege aufgelesenen Steine in die muntere Menschengruppe am Platze zu schleudern gesonnen wäre.

Die Gesellschaft blieb noch längere Zeit beisammen. Der Caplan jedoch empfahl sich bald, weil er noch einen Besuch in der Kirche machte, in welcher am folgenden Tage die Copulation des Brautpaares stattfinden sollte, um den Blumenschmuck und die sonstigen möglichen Vorbereitungen zu sehen und Manches noch anzuordnen. Dann wanderte er auf dem steinichten Bergpfad stillvergnügt heimwärts.

* * *

Ein herrlicher Hochzeitsmorgen war angebrochen. Es schien, als ob auch die Natur sich festlich angethan hätte. Ein tiefblauer Himmel blickte herab und rein hoben sich die Contouren der waldigen Berge vom hellen Horizonte ab. Die frühlingswarme Luft durchwürzten die Elsenbäume, welche mit ihrem starken Duft in voller Blüte standen. Das Frühconcert der Vögel erklang leiser, als die Sonne immer höher am Himmel emporstieg, um dann zu verstummen.

Der Pfarrer hatte sich in Gala geworfen, spiegelblank waren seine „Pöller" geputzt und ein breites Perlcollar bedeckte die Unebenheiten seines Halses, die er im Scherz seine Orgelregister nannte. Wie meistens die Geistlichen in Kärnten ergieng der

Pfarrer sich gerne in harmlosem Scherz und ein Hauch der Begeisterung überflog heute sein gebräuntes Gesicht. Mit der Trauungsrede in der Brusttasche schritt er vor dem altersgrauen Pfarrhof in Sagritz auf und nieder, indem er zuweilen dem Zifferblatt der Thurmuhr einen fragenden Blick zuwarf. Denn die Zeit rückte heran, den Gang in die Filialkirche zu Döllach anzutreten, welche eine halbe Stunde entfernt war. Auch der Caplan stand nett aufgeputzt da. Es wurden ja die Honoratioren und andere vornehme Gäste erwartet.

Auf dem Lande ist die Spannung bei ceremoniellen Anlässen viel größer, als in einer großen Stadt, wo oft der weihevollste Act in der Flut der Menschenmenge kaum beachtet wird.

In dem Augenblicke, als die beiden Priester fortgehen wollten, kam eiligen Schrittes ein Bote daher.

„Mein Gott! Hochwürden! mit der Hochzeit in Döllach ist nichts“, stammelte er und rang nach Atem.

„Was gibt's?“ fragte der Pfarrer voll Erstaunen.

„Es ist unerhört, gar nicht zu sagen“, stammelte der Unglücksbote.

„Aber so red' doch, was ist denn geschehen“, drängte der Pfarrer.

„Todt, maustodt!“ stieß Jener hervor.

„Wer denn?“ hauchte der Pfarrer tonlos, indem er vor Schreck erblaßte.

„Der alte graue Bergmann!“ preßte der Bote hervor, indem er die Schweißtropfen von der Stirne wischte.

„Aber was hat denn dieser mit der Hochzeit zu schaffen?“ warf der Pfarrer hin, indem er erleichtert aufzuatmen begann.

„Ja doch!“ war die gefaßte Erwiederung, „er hat sich selbst entleibt, und hinter dem Altare ist er vom Meßner gefunden worden.“

Dabei zog der Bote die Todfallsanzeige aus der Tasche, um sie dem Pfarrer zu überreichen, der vor Entsetzen die Hände zusammenschlug.

„Was ist da zu machen?“ fragte der Caplan, der kreideweiß daneben stand, „die Kirche ist entweiht, ein schrecklicher Fall!“

Es wurde beschlossen, die Copulation in der Pfarrkirche vorzunehmen.

Eine Stunde nach dieser peinlichen Scene wiederhallte das Gekrache der Pöller von den Bergen ringsum. Die auswärtigen Hochzeitsgäste kamen angefahren und wurden jubelnd begrüßt, aber bei der Sagritzbrücke kehrten sie um, indem ein dort aufgestellter Wächter den Auftrag hatte, die Festgäste aufzuhalten mit der Weisung, daß die Hochzeit nicht in Döllach, sondern in der Pfarrkirche stattfinden werde.

In Döllach wurde die Kirche geschlossen. Ohne Sang und Klang beerdigte man den grauen Bergmann in einer Ecke des Friedhofs, nachdem er auch im Leben störrisch und eigensinnig selbst immer abseits gestanden war.

Solche sonderbare Känze trifft man überall an.

Nicht allein in Großstädten gibt es eine sociale Frage, auch das flache Land und die entlegenen Hochgebirgsthäler in den Alpenländern haben entartete Naturen, denen der innere Halt fehlt.

Das Valisführen in Heiligenblut.

Im Möllthal herrscht die alte Sitte, daß der Brautkasten (Valis), auf welcher ein Spinnrad als Symbol des häuslichen Fleißes aufgepflanzt steht, in der Nacht nach dem „Kranzelpint" von den Burschen der Ortschaft, in welcher die Braut sich befindet, unter Buchtelbeleuchtung (Kienspannfakeln) in das Haus des Bräntigams überführt wird.

Vor der Ortschaft wird eine „Klause" (Pforte) aus Fichtenbäumen errichtet, mit farbigen Tüchern decorirt und mit einer langen Eisenkette abgesperrt. Bei einem Tische, auf welchem neben den Schreibrequisiten und einem Folianten eine brennende Stalllaterne ihr mattes Licht verbreitet, schläft der Hauptmann der costümirten Klausenwache.

Bei dieser Pforte wird das Gefährte mit dem „Brautputz" aufgehalten. Zwischen den Truhenführern und den Klausenwächtern entspinnt sich ein Wortgefecht und erst nach langem Debattiren und nach Entrichtung der Mauthgebühr (Trinkgeld) wird die Sperre geöffnet.

In Heiligenblut wurde diesgelegenheitlich ein dramatischer Schwank*) unter freiem nächtlichen Himmel aufgeführt, der für die Culturhistoriker von Interesse ist, daher wir denselben hier mitteilen nach einer alten Handschrift, die auf starkem Büttenpapier in kräftigen, leicht leserlichen Zügen ausgeführt ist, und aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammt.

*) Siehe Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten von F. Franziszi (Wien 1879, Braumüller), pag. 13

Pistolensalven erschüttern die Luft, ein greller Buchtelschein beleuchtet das „Pizant“ (Zaunweg) und die beschneiten Gehöfte. Das Schellengeklingel kommt näher und schon steht das Gefährte mit dem „Brautputz“ vor der Fichtenpforte.

1\. Wächter: Wer da?
Truhenführer: Gut Freund!
Wächter: Ich auch gut Freund;
Wie weit noch heunt?
Truhenführer: Stark vorwärts bis zur Wacht,
Schaugen, was der Hanswurst macht.
2\. Wächter: Wer kommt daher bei später Nacht,
Allhier auf unsre Wacht?
Truhenführer: Mit Jungfrauwaar und Heiratspracht
Kommen wir auf eure Wacht.
Wächter: Es muß verbotne Waare sein,
Weil ihr nicht fahrt bei Sonnenschein.
Truhenführer: Bei Tag zu reisen ist uns zu kurz,
Bei der Nacht wir reisen wöll'n,
Damit wir unsern Truchenputz
Dem Bräutigam zustöll'n.
3\. Wächter: Wohin, wo aus seid ihr bedacht,
Wo ist die Reise hin?
Wollt ihr nicht die Wahrheit sag'n,
So könnt ihr nicht mehr weiter fahr'n.
Truhenführer: Ihr habt uns nicht soviel z'frag'n,
Wir werden's dennoch weiter wagen.
Es ist hier ein blosses Räuberg'sind,
Das ich für nichts bess'res find.
Wächter: Wir haben den Befehl vom Hauptmann
Alle Leut' zu halten auf.

Den Befehl zu vollziehn sind wir bereit,
Weil ihr so viel Spionen seid.

Truhenführer: Es ist ein blosses Rauberg'sind,
Man kennts euch an die Augen.

Wächter: Was wirst du in die Augen kennen,
Wart, es wird zum Reimen kemmen,
Dort wirst du's wol finden.
Ob du darfst die Wacht hier schimpfen.
Wir sind all' ausgschoss'ne Leut!;
Wer weiß, was ihr für Strohköpf seid.

Truhenführer: Diese Wacht ist falsch bestellt,
Ihr seid Rauber in der Welt;
Aus und aus ein Rauberg'sind,
Dös uns all' nicht schaden künt.

Wächter: Ihr dürft uns nicht lang spetzen (foppen),
Ich mach' euch gleich zu Fetzen.
Machts was g'scheiders auf der Wacht;
Sonst schieß ich euch nieder, daß es kracht.

Truhenführer: Machts uns gleich die Klausen auf!
Haltet's uns nicht so lang für Narr'n,
Sonst ziehen wir unsere Dögen aus,
Und werden euch den Leib durchfahrn.

(Kapralls Auftritt)

Kaprall: Was gibts hier für an Lärm,
Mir scheint, ihr habt ein Brandweinturn,
Mit uns braucht's hier kein G'spaß;
Ich folge meinen Muth,
Die Diener ich gleich kommen laß,
Euch die Löcher zu putzen gut.

Truhenführer: Was würde doch der Kaiser sag'n,
Wenn er thät so Ding erfrag'n,

Daß dös uns thut im Weg dasteh'n,
Und uns beinah auf's Leben geh'n.
Ich wüßt es schon zu sag'n,
Er ließ euch in Eisen schlag'n,
Und auf kein Taglicht nicht mehr kemm'.

Kaprall: Betrachtet hier des Kaisers Schild,
Sonst macht ihr mich fuchsteufels wild.
Ich nimm das Schwert in meine Händ,
Und schlag euch gleich ein die Zähnt.

Truhenführer: Was habt ihr für ein Schild dahier,
Das ist ein Graus vor mir.
Der Kopf ist groß, das Maul ist weit,
Ihr seid keine Wieners Leut,
Wie ich's erkenn', habt ihr ein schwarzen Rab'n,
Man kann euch wol die Wahrheit sag'n:
Ich bin kommen immer weiter;
Aber nie zu solche Uiberreiter!

Kaprall: Wer ist der,
Den ich jetzt hör?
Der uns die Wacht thut verachten?
Donner und Blitz!
Mit blossen Schwert und Geschütz
Wir sie thun verwachten;
Ihr sollt uns auf dieser Wacht
Ein so großen Schimpf anhenk'n.
Wir hauen euch die Schädl ab;
Das dürft ihr euch heut denk'n.

Truhenführer: Ich weiß nicht, wie ich euch soll nennen,
Ich kann euch unmöglich recht erkennen,
Ich kenns nicht, seid ihr Zwilling-Räuber,

Ehrabschneider, Brandweinleider,
Oder aufrichtige Beutelschneider.

Kaprall: Nur zurück, ihr Henkersleut!
Wer weiß, woher ihr kommen seid,
A Prahler und a Fopper ist an jeder,
Wenn a aner sollt dabei sein
Von die versprengten Truhenführa,
Ihr seid g'wiß nicht aus unsern Land,
Euer Sprach scheint uns ganz unbekannt.

Truhenführer: Wir sind weit herum gereist,
Auf der mehrern Erden Kreis;
Und auf jedem offnen Amt gemeldet an,
Niemals so, wie's alte Truhenführa hamt gethan.
Das war uns und dem Bräutigam a off'ne Schand,
Wenn wir uns nicht verantworten beim Oberamt.
Wann wir schon narrische Truhenführa sein,
In so an Handl ließen mir uns dena nit ein,
Wann mir schon nit wissen, was ma noch erlöb'n,
Beiläufig werd'n wir enk doch a Antwort göb'n.

Kaprall: Wenn ihr euch könnt' genau ausweisen,
So könnt' ihr weiter reisen;
Sonst müßt ihr alle hinter;
Man jagt euch all' zum Schinter.

Truhenführer: Den Schinter habt ihr selbst nit Räth,
Derselbe thut in Hauptmann noth;
Der Hauptmann ist a fauller Mann;
Man kennt ihm's wol im Schlafe an.

Kaprall: Die Wacht ist hier so beschaff'n,
Man kann allda ganz wenig schlaf'n,
Es kommen immer viele Leut,
Zum Schlafen ist hier wenig Zeit,

Weil's jetzt nichts mehrers gibt zu schaf'n,
So kann er ja wol schlaf'n.

Truhenführer: Mit euch wir nicht mehr spröchen woll'n
Laßt uns gleich den Hauptmann holl'n,
Damit wir kommen zu dem Ziel,
Kost's uns wenig oder viel.
Wir haben Geld, das ist a Graus;
Wir zahlen all's mit Banknoten aus.
Geht nur geschwind und weckt ihn auf,
Sonst spann ich die Pistollen drauf.
Geh', daß er a Mitt'l macht,
Ehe der ganze Teux'l kracht.

Kaprall: O ja! Das thue ich euch vom Herzen gern,
Der Hauptmann ist ein übler Mann,
Der mit euch schon sprechen kann.

(Kaprall weckt den Hauptmann.)

Herr Hauptmann, auf vom Schlaf;
Der Feind rückt auf unser Leben;
Nur eilig! wer weiß, was es wird geben.
Es sind ihrer etlich Mann,
Was fangen wir mit ihnen an.

(Truhenführer schießt los. — Kaprall greift dem Hauptmann unterm Arm.)

Herr Hauptmann auf, auf vom Schlaf,
Ergreifet euren Deg'n;
Ich glaub', daß kosten kann auf dieser Wacht
Manchen sein Blut und Leben.

(Hanswurst ist davor. Er hängt sich bei ihm an.)

Hauptmann (mehr in der Stille):
Ach, elender Zustand, stockfinstere Nacht,
Ich kann nicht ruhen auf dieser Wacht,

Zu Haus schlaf ich ruhig und in der Still,
Hier träumt mir von Kriegsheeren viel.
(Läßt sich wieder nieder und schläft weiter).

Hanswurst: Schlaf nur zu, du fauler Mann,
Ich will dich nicht mehr wecken.
Ich bin allein frisch genug,
Ich laß mich nicht darschräken (erschreck'n).
Als Hanswurst bin ich ankommen
Hieher zur Lumpen-Band';
Wenn mir die Kerl durch sollen kommen,
So wär's mir a Lueders-Schand.
Haltet ein, dös gfoppten Granatirer,
Ich glab, dös seid's die fert*) versprengten Truhenführer.

Truhenführer: Bräund'l, hi! hi! Frisch drauf,
In Hanswurst laß ma nimma auf.
(Das Roß geht vorwärts.)

Hanswurst: Ha! ha! Hietz nimm i an Steck'n
Und geh den Hauptmann weck'n.
(Geht hin und schlagt neben dem Hauptmann nieder und sagt):
Auf, du schwarzer Wampen!
Du machst die Wacht zu schauten,
Ich schlag dir glei zum Kragen,
Daß du dir gschlafen gnug wirst haben.

Hauptmann: Auf, ganz munter, unverdrossen,
Mir scheint, es hat schon wieder g'schoss'n,
Wie ich's in meinen Sinn vernommen,
Wer weiß, wo sie herein sind kommen.
(Nimmt das Glas in die Hand.)
Ach, mein lieber Wein,

*) voriges Jahr.

Du bist doch nicht zum verlassen,
Wie wird es dann erst sein,
Wenn mich wird der Feind anfassen.

Truhenführer: Kann dieser wol a Hauptmann sein,
Der so stark hat g'schlafen ein?
Das ist beim Hauptmann nicht der Brauch,
Daß man ihn muß prügeln auf.

Hauptmann: Laß Zeit; laß Zeit dir mit dem Röd'n,
Ich werd' dir schon Antwort göb'n.
(Trinkt Wein das zweite Mal, dann sagt er drauf:)
Was mault ihr da bei meinem Thor,
Ich bin vom Kaiser Großmajor,
Hergestellt auf diese Wacht,
Aufzusehen Tag und Nacht.
Thür und Thor steht euch verschlossen,
Ihr werd't übern Haufen g'schoss'n.

Truhenführer: O, mein Hauptmann mein,
Was habt ihr für a Schreien,
Wir sind ja unser mehra da,
Wir thun uns nichts mehr kaien,*)
Ein solcher Hauptmann, wie ihr seid,
Den wird man nit lang fragen,
Ich spanne die Pistolen auf
Und schieß euch gleich zum Kragen.

Hauptmann: Dieser kommt so gfoppt**) daher,
Als wenn er die starke Judith wär,
Selbe hat nicht lang gethan,
Sie hat sich gwert ganz tapfer dran; —

*) gehaien, kaien = sich nichts daraus machen.

**) foppen hat neben der Bedeutung „zum Besten halten" auch die des Prahlens, Lügens, Betrügens.

Die ganze Stadt Betuliat
In Kürzen sie eing'nummen hat.
Aber ich Samson, ein starker Held,
Hab manchen schon mit Listen g'fällt.
Hier, euch Lekern, gib is nicht nach,
Eh streit is die ganze Nacht.
Ich hab' g'wiß an frisch'n Muth,
Hab mi gelegt in Feindes Blut.

Truhenführer: Kann dieser wol ein Hauptmann sein,
Was führt er für ein' Pracht.
Mit seinem langen Razlbart
Verstellt er die ganze Wacht.
Es kann wol sein ein starker Held,
Der sich zu die Hennen g'sellt;
Schwarz und weiß als wie der Hahn,
Der auch g'wiß schön krahnen kann.

Hauptmann: Jetzt kommst du mir z'grob daher,
Als ob dein Hund ich wär.
Ich will den Respekt dir lernen,
Du grober Schlögl, Eselskopf.
Ich will die Manier dir lernen,
Du inpertinenter Bauernsknopf.
Ist das ein Red' für mich?
Wär leicht, wenn's nicht so viel Leut' that'n hör'n.
Ich laß gleich den Kaprallen über dich;
Er wird dir das Loch durchkehr'n.
Ich, ein Hauptmann, vom Kaiser g'stellt,
Und habe die ganze Gwalt.
Kommen könnt ihr, wie ihr wöllt;
Ein jeden ich aufhalt.
Auch sogar die hoh'n Herrn

Müssen hier befraget wern;
Und ihr wollt abschneiden dieses Band,
Dies seid ihr von weitem nie im Stand.
Es soll kosten der Flach (Flöhe) ihr Leben;
Ich werd euch Lekern g'wiß nicht nachgeben.

Truhenführer: Was habt ihr uns Leker z'nennen,
Wir werdens wol in Essen kennen.
Machts uns die Klausen auf!
Wir lassen's uns nicht wehren,
Machts auf, machts auf,
Meine lieben Herren.

Hauptmann: Ich zum Zöllner bin hergestellt,
Vom Kaiser Franz, dem großen Held,
Zu befragen jeden Mann,
Wer nur hier durchreisen kann.
Seid ihr nicht aus meinem Kreis,
So müßt ihr wieder hinter.
Was ich in eurem Bildnis kenn',
So kommt ihr von die Schinter.

Truhenführer: Wollt ihr uns spetzen von die Schinter;
War kan Wunder; wir fahraten wieder hinter!

Hauptmann: Hanswurst, schau' dem Thier ins Maul,
Ob's ist a Spinne oder a Gaul.
(Hanswurst sieht dem Roß ins Maul.)
Wie mir scheint, seid ihr von Preussen.
Wenn ihr wollt das Land durchreisen,
Müßt ihr Siegel und Paß aufweisen;
Mit Siegel und Petschaft ausgeziert,
Wie sich's auf einer Wach gebührt.
Mit keinem Spieners- oder Eselspaß
Ich Truhenführer nicht passieren lass.

[illegible] für Wirt oder [illegible].
Wir haben unser [illegible] mit [illegible].
Wir [illegible] nichts als Jungfrauwaar.
Da kann man der [illegible] nicht [illegible].
Wir kommen von Polen und von Sachsen.
Wo die schönsten Mädchen wachsen.
Wenn ihr seid von Sachsen kommen,
Wer hat euch den Paß weggenommen.
Weist ihr mir den Paß nicht her,
Kommt ihr keinen Schritt nicht weiter mehr.
Einen neuen Paß können wir nicht bekommen.
Wir sind zu weit von dannen.
Aber einen alten
Haben wir g'halten.
Der is auch noch ganz und gut.
Ich such und schau über die Maßen.
Vielleicht hast du ihn in deiner Taschen?
Halo, halo, Herr Schandor.
Jetzt kommt der Paß hervor!
Er liest sich hübsch und fein.
Wir schaut recht lieb darein.
Nehmt ihn hin und lest ihn [illegible] (behende, schnell).
Ihr gewiß nichts aussetzen könnt.
(Hauptmann liest den Paß.)

Hauptmann: Euer Paß, den ihr habt,
Der scheint mir nicht gar gut.
Schaut nur des Kaisers Adler hier,
Ob er ihm gleichen thut.
Doch! doch! weil es heißt mit Jungfrauwaar,
So will ich zu lieb der Braut,
Den Paß hier unterschreiben.
(Der Paß wird vom Hauptmann und Hanswurst unterschrieben).

Hanswurst: So weit seid ihr's ganz treib'n,
Daß ich hab können das Kratzwerk unterschreib'n.
Das ist mir so gelungen,
Als wären die Hennen drauf umgsprungen.

Hauptmann: (überreicht den Paß):
Jetzt könnt ihr reisen über Wasser oder Land,
Weil ihr den Paß habt aus meiner Hand.
Nun laßt es euch gefallen
Und thut uns die Mauth auszahlen.
(Zum Kaprall):
Seid nun fröhlich und getröst,
Ich will euch heut erquicken.
Haltet euch an mir nur fest,
Ich will den Beutel spicken.
Gleich geh ich hin das G'setzbuch aufschlagen,
Daß ich ihm kann die Mauth ansagen.
(Blättert mit Kaprall im Gesetzbuch.)

Kaprall: 100.000 Gulden ist die Mauth!
Das ist freilich gar nicht viel,
Mein Herr hat ins G'setzbuch g'schaut;
Er aber nicht mehr haben will,
Als was mit Rechten uns gebührt,
Dies ihr gleich auszahlen wird.

Truhenführer: Euch auszahlen, das wär g'fehlt.
Ihr kriegt von uns kein Kreuzer Geld.

Kaprall: Wollt ihr uns die Mauth nicht zahlen,
So wird man euch was anderst mahlen.
Ich will mit euch nicht lang disputieren,
Ich laß euch ins Prüglhaus führen.
Widerstrebt ihr inskünftig noch,
So kriegt ihr Prügel übers Loch.

Truhenführer: Wenn's nicht anderst ist,
So müssen wir halt zahl'n;
Habt ihrs ohne Recht,
So müßt ihr uns an Galg'n.
Her den Beut'l und behände
Geld und Silber nach der Menge.
Ich das Geld hier han,
Nimm hin und schau es an.

(Uebergibt das Geld dem Hauptmann, der es abzählt.)

Hauptmann: Das Geld ist wohl gezählt,
Ich sieh, daß gar nichts fehlt.
Die Herrn hampts ganz recht gemacht,
Alles gut in Ordnung bracht.

Truhenführer: Macht's uns die Klausen auf,
Wir fahren lustig drauf. —

(Die Klause wird aufgemacht.)

Hauptmann: Jetzt machen wir den Freudenb'schluß:
Af kaner Seiten a Verdruß.
Ich wünsche euch viel Glück und Segen
Und stecke ein mein Degen.

Aus den
Gailthaler Alpen.

Die Gorina.

Wo sind die Zeiten, als Obergailthal noch von Slaven bewohnt war. Nun erklingt von Luggau bis Hermagor die deutsche Zunge. Nur einzelne Ortsnamen erinnern noch an die ehemalige Anwesenheit der Slovenen in diesen Landschaften.

Ein solcher slavischer Ortsname ist auch Gorina (Kleiner Berg); derselbe bezeichnet einen zwischen Dellach und Leifling isolirt aufragenden, umfangreichen Hügel, dessen Abhänge mit prächtigen Buchen und Fichten bestockt und dessen gut cultivirte Hochplateaus mit zwei Gehöften gekrönt sind. Er gehört zu den Vorbergen des Jaukengebirges, welche mit ihren hochgelegenen Kapellen und Bauernhöfen dieser Thalpartie einen eigenartig malerischen Reiz gewähren.

Vor den Slaven, die im Untergailthale noch eine Sprachinsel bilden, hausten hier Etrusker, Kelten und Römer, wie dies die auf dieser Höhe gemachten Antikenfunde und die jüngsten Ausgrabungen römischer Bauüberreste bekunden.*)

Eine Besichtigung der ausgegrabenen Trümmer ist von hohen wissenschaftlichen Interesse.

Wer im freundlichen Dorfe Kötschach oder im neu errichteten, comfortabel ausgestatteten Manndorferbad seine Sommerfrische hält oder das Gailthal durchwandert, unterlasse es nicht, einen Ausflug auf die Gorina zu machen.

*) P. Max Schlechter war in seinem Werke „Beiträge zur alten Geschichte des Obergailthals in Kärnten" (Wien 1885) nachzuweisen bemüht, daß vor den Kelten Etrusker im Gailthal wohnten.

Der Weg geht über St. Daniel nach Dellach, einer weitläufigen Ortschaft zu beiden Seiten des Dellacher Wildbaches, hinter welchem ein Fußpfad längs des Waldrandes etwas bergan auf den Tulnboden und von da an dem zwischen Obstbäumen völlig versteckten Gehöfte des Schmeißer Bauers vorüber auf die Hochebene der Gorina hinaufführt.

Schon am südlichen Abhange emporsteigend, treffen wir auf bloßgelegtes römisches Mauerwerk. Weiter hin zunächst dem Holzzaune auf der Zwischenbruckerwiese finden wir im frisch aufgebrochenen Wiesboden schmale, noch fest gefügte, weit sich hinziehende Mäuerchen, und einige Schritte davon die Ueberreste einer römischen Badestube; die rund ausgemauerte Beheizungsöffnung ist noch gut erhalten, das Innere derselben jedoch verschüttet und tief unter der Rasendecke vergraben.

Durch Haselgebüsche geht es weiter aufwärts. Wir gelangen auf die Obere Gorina und zu dem am Rande des Hochplateaus vereinsamt stehenden gemauerten Gehöfte des Gorina-Bauers, der gerne bereit ist, als Cicerone uns freundlich das Geleite zu geben.

Im Hause selbst, dessen Grundmauern wol römischen Ursprungs sein mögen, ist eine geschmiedete, schwere Eisenthür, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Von den Anticaglien, wie solche vor Jahren noch gezeigt wurden, ist wenig mehr vorhanden. Die meisten wertvollen Gegenstände wanderten nach Klagenfurt in das Landesmuseum; darunter ein schwerer Goldring mit einem kostbaren Edelsteine, einige wurden von Privaten angekauft.

In einiger Entfernung vom Hause erhebt sich ein, wie es scheint, künstlich abgerundeter „Kogel" (Hügel), auf welchem der Sage nach ein Heidentempel gestanden sein soll. Wir schreiten über Wiesen und Felder hin und stehen auf der Höhe desselben,

wo uns die Ueberreste eines kleinen tempelartigen, römischen Gebäudes überraschen; dasselbe bildet ein mit einer Apsis versehenes Quadrat von 4 Schritten im Geviert — die schmalen Mäuerchen erheben sich freilich nur mehr ein paar Schuh hoch über den Boden — und ist von einem schmalen Ringmäuerchen umgeben. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer römischen Grabstätte zu thun. Die archeologische Forschung findet da ein dankbares Feld.

Am nördlichen Hügelrand, wo man hinabblickt in die Tiefe des Dellacher Grabens, aus welchem das Rauschen des zwischen Gebüschen aufblitzenden Wildbaches an unser Ohr schlägt, zeigt sich ein gegen 50^m langes, jüngst bloßgelegtes Stück einer massiven über 1^m breiten, wahrscheinlich unter dem Rasen und Ackergrund noch fortlaufenden Ringmauer.

Diese Ausgrabungen, welche Hofrath Dr. Mayer, Director des königl. zoologisch- und anthropologisch-ethnografischen Museums in Dresden, der das ganze Terrain zu diesem Behufe vertragsmäßig an sich brachte, im Jahre 1884 begonnen hat, wurden in den Jahren 1885 und 1886 vom Custos Jos. Szombathy und dem Archäologen Dr. Moriz Hörnes aus Wien fortgesetzt und lieferten höchst interessante Ergebnisse.

Es wurden zahlreiche Gegenstände zu Tage gefördert, darunter wissenschaftlich wertvolle Fundstücke. So unter andern Gefäße und Thonscherben mit Inschriften, die auf den illyrischen Volksstamm der Veneter hinweisen, viele keltische Münzen, Zierstücke aus der sogenannten Hallstätter Epoche und viele andere Denkmäler der vorrömischen Cultur unserer Alpenländer.

Außer den Spuren zweier im Walde hinter der Ober-Gorina versteckter Thorthürme, welche ehemals den Anstieg in's Gebirge schützten, wurden noch die Mauerreste dreier Wohnhäuser aus römischer

Zeit bloßgelegt. Darunter verdient eines besondere Aufmerksamkeit, da sein Grundriß sechzehn Innenräume umfaßt.

Diese merkwürdigen Ueberreste aus Kärntens Vorzeit wurden zum Theil leider wieder verschüttet, und zieht der Pflug des Landmanns seine Furchen darüber. Es ist schade darum. Das wäre für die Touristen ein Anziehungspunkt mehr, um den kargen Ertrag dieser Grundparzellen reichlich aufzuwiegen.

Auch die Volkssage weiß von hier verborgenen Schätzen zu erzählen. „Vor vielen, vielen Jahren, als noch die Gorina mit Gestrüppe und Wald bedeckt war, soll ein Hirte, der in der Nähe seine Schaf- und Ziegenheerden weidete, einmal eine Ziege verloren haben. Noch am selben Abende eilte er zurück in den Wald, um das verlorene Stück seiner Heerde zu suchen und durchstreifte den Berg nach allen Richtungen bis tief in die Nacht hinein. Ein Schauder erfaßte ihn, als er in die Nähe des „Kogels“ kam, auf welchem einst ein Heidentempel gestanden haben soll, — siehe, da erblickte er ein Fenster und daneben seine Ziege, — vorsichtig ging er durch das Gestrüppe hin, aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er durch das Fenster in einen lichten Raum hinein sah, der mit allerhand Schätzen und Waffen angefüllt war, er wollte mit seinem Hirtenstab ein Stück herausziehen; aber alle Mühe war vergeblich. Da eilte er mit seiner Ziege nach Hause, um einen Eisenhacken zu holen. Als er aber zurück in den Wald kam, war kein Fenster mehr zu sehen. Wol hundertmal ging er spähend an derselben Stelle vorüber; doch das Fenster und die gesehenen Schätze blieben verschwunden.“

Noch einiger der hier bisher gemachten Anticaglienfunde sei gedacht. Auf dem Dulnboden wurden römische Silber- und Broncemünzen, auf der Gorina kleine Broncefiguren, Statuetten, Geräthe, ein wohlerhaltenes Opferbeil von Erz, Ringe, Fibeln

und Platten mit eingepreßten, wahrscheinlich etruskischen Inschriften und Anderes aufgefunden.

Wir stehen da auf klassischem Boden und es verlohnt sich wol der Mühe, diesen kleinen Ausflug, der von Dellach aus nur eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, zu unternehmen, um so mehr, da auf diesem Höhenpunkte weithin die malerisch-prächtige Welt der Kärntner Berge und Thäler sich öffnet.

Auf der Obern Gorina kann der Tourist die langgestreckte Kette der Karnischen Alpen, deren schroffe Dolomitzacken hier drohend empor starren, dort aber in sanft geschwungenen Formen sich verlieren, mit einem Blick ganz überschauen.



Der Hochwipfel.

Zu den lohnendsten Aussichtswarten Obergailthals zält auch der Hochwipfel (2182 M.) der zwischen dem Polinigg und Gartnerkofel in der Kette der südlichen Gailthaler-Alpen ungemein günstig gelegen ist.

Man wandert vom freundlichen Dorfe Kötschach aus durch das Thal. Kühn aufstrebende Kalkschroffen flankiren dasselbe. Betrachtet der Naturfreund die wellenförmig geschwungenen, selbst zu bedeutender Höhe emporsteigenden Vorberge, von welchen bald ein Kirchlein, bald ein hochgelegenes Gehöfte mit glitzernder Fensterreihe herabschaut: da taucht hinter der abgerundeten Kuppe des Zollnerberges der Hochwipfel auf. Wer möchte vermuten, daß dieser unscheinbare, hinter den Vorbergen zurückgeschobene, bis zur Spitze begraste Wipfel eine Rundschau bietet, wie man eine solche auf manchem mit Gefahr zu erklimmenden Heroen der Bergwelt kaum findet. Aussichtsreich wird er mit Recht im „Kärntnerführer“ von Amthor-Jabornegg (Seite 187) genannt. Sein Gipfel kann selbst von schwindelfreien Damen leicht erreicht werden.

Gegen Westen in Steilwänden, deren Schroffheit ein grüner Anflug von Rasen mildert, in den Straninger-Graben abstürzend, bildet der Wipfel eine von Nord nach Süd streichende, mäßig breite Schneide. Den Kulminationspunkt derselben, auf welchem das Triangulirungszeichen stand, das jedoch von Wind

und Wetter in die Tiefe geschleudert wurde, überragt um 28 M. den Dobrač (Villacheralpe). — Der bequemste, freilich fünf Stunden beanspruchende Aufstieg geht von Rattendorf aus über das „Hochalbl“. Auf diesem Wege könnte man auch mittelst Saumthier, vorausgesetzt, daß der Reiter sattelfest ist, bis auf die Spitze gelangen. Der interessantere, auch kürzere Weg führt von Goderschach aus über die Kardinalpe, wo man zu übernachten pflegt, um mit Sonnenaufgang auf der Höhe zu sein. Diesen Letzteren wollen wir einschlagen.

Von Grafendorf am Fuße des Reißkofels geht unser Weg durch die Ortschaft Gundersheim. Hier können wir die Verwüstungen des Rinsenbaches besichtigen, welcher vom Reißkofel herabkommt und bald da bald dort eine Ackerparzelle mit Geröll überschüttet, tiefe Gruben ausreißt und die Bewohner in Angst und Schrecken versetzt. Ueber die Gailbrücke kommen wir nach Goderschach, eine zumeist von Protestanten bewohnte Ortschaft mit schönen einstöckigen Häusern, an denen Bibelsprüche angebracht sind. Da beginnt der Aufstieg am jenseitigen Berggelände. Durch schattigen Fichten- und Buchenwald aufwärts, haben wir bald den höchstgelegenen Weiler „Unterbuchach“ erreicht und halten gerne Umschau, denn schon auf dieser Höhe entrollen sich die Landschaftsbilder. Viel imposanter als von der Thalsohle aus präsentirt sich hier die kahle breite Felswand des sagenumwobenen Reißkofels. Die Unholde bei Lienz, die im schneeigen Weiß schimmernden Möllthaler Berge, der Spitzegel, das Jaukengebirge u. s. w. entzücken das Auge, das über die anmutig gelegenen Ortschaften des Thales hinschweift, bis zum isolirt aufragenden, im blauen Duft verschwommenen Dobrač (2154 M.).

Wie durch eine Parkanlage geht es nun auf einem breiten Alpenpfade bergan. Schon blicken durch das frischgrüne Laubgitter der Buchen die blaugrauen Abhänge des Hochwipfels und aus

der Tiefe des Straninger-Grabens dringt das Rauschen des mächtigen Wasserfalles, dem wir ein anderesmal einen Besuch abstatten, an unser Ohr. Noch einige Schritte und das Ziel unserer Wanderung steht in voller Majestät vor uns.

Wir haben die hinterste Stufe des Straninger-Grabens, durch welchen der Wildbach in malerischen Kaskaden zu Thal rauscht, erreicht und die aus Holz gedielten Hütten der Straningeralpe auf einer Anhöhe hart an der Grenze Italiens kommen in Sicht. Der Weg dahin führt über eine aus Baumstämmen gezimmerte, über den Sumpfboden gelegte, morsche Brücke. Viele tausend in diesen holzreichen Forsten gefällte Stämme wanderten auf dieser improvisirten Straße nach Italien. Eine ganze Colonie von windischen Fuhrleuten in blauen Zwilchkitteln hatten sich in diesem abgeschiedenen Bergwinkel niedergelassen und da ihre Baraken aufgeschlagen, Ueberreste davon sind noch jetzt sichtbar. Nun sind es nur mehr die „Schwärzer", welche bei Nacht und Nebel diesen zum Viehtrieb dienenden Bergpfad als Handelsschleichweg benützen. Keine Seltenheit ist es daher, daß man hier einem Grenzaufseher in voller Ausrüstung begegnet, denn das immer offene Auge des Gesetzes blickt auch in dieser Alpeneinsamkeit um sich.

Bevor wir über die schon herbstlich geröteten Alpen-Hänge hinschreiten und den niedrigen „Sattel" erklimmen, der uns noch von der Kardinalpe trennt, wird eine kurze Rast und Rückschau gehalten. Mit dem Fernrohr wird der Aussicht gehörige Aufmerksamkeit gewidmet, die gegen Südwest sich erweitert. Uns zur Linken in nächster Nähe erhebt der „Schamulkofel" (M. Germula) sein graues Felsenhaupt, dessen Fuß schon auf italienischem Boden steht, gerade vor uns der Leitenkofel, hinter dessen breitem, sich weit hindehnenden Rücken der grasgrüne, stets Wellen schlagende kleine Zollnersee sich ausbreitet. Sein Abfluß durch den

Nölblingergraben bildet den prächtigen Nölblinger-Wasserfall. Von diesem Hochsee geht die Sage, daß er wild aufbraust, wenn ein Hochgewitter im Anzug ist, so daß man sein „Gebrummel", nämlich das Rauschen der Wellen bis in das Thal herab vernimmt.

Doch siehe, an den Steilwiesen des Leiterkopfes, welch' emsiges Treiben! Die Leute sind dort eben beschäftigt, das im Hochsommer auf den Höhen gewonnene Alpheu zu den tiefer gelegenen Heuschoppen herabzuliefern. Mit dem Fernrohr nimmt man deutlich wahr, wie das Heu von den hochgelegenen, im Winter kaum zugänglichen weithin zerstreuten „Sommertristen" von Aelplern in Hemdärmeln abgetragen und in Bündeln gefaßt wird. Einer nach dem Andern wandert mit der Heubürde auf dem Haupte und Rücken gebeugt über den steilen Wiesenplan nieder. Mit unbewaffnetem Auge entdeckt man nichts, als schwarze langsam sich herabbewegende Punkte.

Das Heu, welches in den Schoppen nicht unterzubringen ist, wird zu einer „Wintertriste" neben denselben aufgeschichtet. Wir können den Vorgang genau beobachten. Um einen hohen in den Boden eingerammten Pfahl wird das Heu mit Bienenemsigkeit zusammengetreten, damit keine Feuchtigkeit in den Heustock eindringen kann. Der Heustock hat gewöhnlich einen Durchmesser von mehrern Metern. Da bleibt nun der Heuvorrath liegen, bis der Winter in's Land kommt und für die Heuzieher aus Schnee und Eis eine künstliche Bahn schafft. Eine Schilderung davon versuchte ich in meinem schon erwähnten Werke über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten.

Doch wir können uns an dem lustigen Treiben nicht länger mehr vergnügen. Die Zeit eilt und wir müssen weiter vordringen. Bald ist der niedere „Sattel" erklommen; da liegt in der Tiefe eines Kesselthales eine Gruppe von gemauerten Alpenhütten, aus deren Mitte eine hohe verwitterte Fichte aufragt, Kardin genannt,

einsam und von Menschen verlassen, denn Hirt und Heerde sind schon längst heimgezogen. Die Ostseite desselben begränzend erhebt sich der mächtige Hochwipfel, mit ihm in Verbindung der in den Karten nicht bezeichnete Schulterkopf, welcher wie eine verfallene Riesenburg aussieht. Die tiefe Einsattelung zwischen beiden: „das Thörl" haben wir zunächst zu erreichen. Von Unterbuchach bis zu den Kardinhütten benötigt man zwei Stunden.

Von den Hütten weg führt ein Weg über den Spielboden, ein beliebter Standpunkt des Auerhahnes, daher wol der Name, zu den steil abfallenden Geröllhalden des Hochwipfels hin. Nach einer halben Stunde steilen Anstieges stehen wir am „Thörl".

Ueberrascht durch den wundervollen Ausblick, möchte man hier ausrufen: „Laßt uns da Hütten bauen", wenn der Raum am schmalen Rande nur nicht gar so beschränkt wäre. Es ist ein Bild, wie es großartiger und schöner kaum gedacht werden kann: Gigantische in den bizarrsten Formen aufragende Dolomitschroffen und weiter hin die blau verdämmernde Thalebene, aus deren Mitte isolirt die Kuppe des Dobrač hochragt, ein Vorgeschmack des großen Rundbildes, das uns auf der Spitze des Hochwipfels erwartet.

Wir steigen durch das „Thörl" hinaus, um an der Ostseite des Berges auf schlüpfrigem Rasenboden allerdings etwas steil bergan auf die Schneide zu klimmen, auf welcher man ohne Gefahr in kürzester Frist auf die Spitze gelangt. Diese bildet eine begraste, mäßig breite Kuppe, die gegen West steil abstürzt, gegen Ost sich sanft abdacht, Platz genug, um es sich recht bequem zu machen und das herrliche Rundbild, das sich vor unseren staunenden Blicken aufrollt, mit Muße zu betrachten.

Wenn wir die Generalstabskarte zur Hand nehmen, können wir den zurückgelegten Weg von Grafendorf über Gundersheim,

Unterbuchach, die Straninger-Hütten und Kardin bis an die Spitze des Hochwipfels genau verfolgen.

Jede Aussichtswarte, die wir im Gailthale besteigen, bietet etwas Eigentümliches, obgleich es immer dieselben Bergketten sind, die uns in Sicht kommen. Indem bei dem geänderten Standpunkt diese oder jene Partie, uns näher gerückt, deutlich hervortritt, ist ein genauerer Einblick gestattet, um auch die Einzelheiten zu gewahren.

Unser Interesse nehmen besonders lebhaft in Anspruch der Gartnerkofel (2191 M.), der Roß- und Trogkofel und die hinter denselben in Südost sich erhebenden Dolomite, die julischen Alpen, unter diesen das Massiv des Monte Canin (2679 M.), der uns zum Greifen nahe liegt, daß wir jede Falte seines kleinen Gletschers bemerken können.

Gegen Osten erstreckt sich die sattgrüne Ebene bis zur Villacheralpe, hinter welcher die kärntnerisch-steirischen Grenzberge in violett-bläulicher Ferne sich zeigen. Von Wasserleonburg am Fuße des Dobrač bis Kornat im Lesachthale liegt die ganze Längenspalte des Gailthales mit dem Proßekersee vor uns aufgeschlossen. Hinter der Millstätteralpe und den um den Königstuhl (2332 M.) sich schaarenden Nocks tauchen die salzburger und steirischen Alpen mit einem aus äußerster Ferne herüberlugenden Gletscher auf. Ueber die nördlichen Gailthaleralpen blicken wir hinaus auf die beschneite Tauernkette, in welcher der Großglockner, der von der Adlersruhe an sichtbar ist, der Hochnarr, Ankogel und die Hochalpenspitze dominiren. Weiter hin sieht man die Schobergruppe, den Hochstadl (2845 M.), die Unholde, den Kollinkofel (2677 M.), den Polinigg (2326 M.) und hinter diesem gleichsam als Silberrahmen des großartigen Bildes eine Reihe von leuchtenden Gletschern. Es sind dies die Stubaier-Ferner. Gegen Süden und Südosten ragen gewaltige

Felskolosse, alle wie aus Duft gewoben empor: ein unabsehbares Gewirre von Spitzen, Schroffen, Zinken und Thürmen, wie es die kühnste Fantasie nicht grotesker schaffen kann.

Die Aufnahme dieses Panoramas von kundiger Hand, das wir leider nur flüchtig skizziren können, wäre im Interesse der vielen das Gailthal besuchenden Touristen höchst erwünscht. Der Abstieg kann, wenn man nicht zu den Kardinhütten zurückkehren will, über den Kirchbacher-Wipfel (1873 M.) nach Kirchbach, oder über das Hochalbl nach Rattendorf unternommen werden. Am wenigsten Zeit erfordert der Abstieg über das Hochalbl durch den Döbernitzgraben, da man in zwei bis drei Stunden nach Kirchbach gelangt. Als ich im Spätherbste 1880 die Partie auf den Hochwipfel machte, schlug ich letzteren Abstieg ein, der sich etwas romantisch gestaltete, daher ich eine kurze Schilderung desselben als Schlußvignette hier beifüge.

Das bewundernde Schauen und Staunen am erhabenen Standpunkt des Hochwipfels schien kein Ende zu nehmen, daher vergingen Stunden wie Minuten. Der Himmel war spiegelrein, kein Lüftchen regte sich. Es war einer jener sonnenhellen Oktobernachmittage, an dem die herbstliche Landschaft wie von einem Verklärungsschimmer überhaucht erscheint und ein Gefühl der Wehmut uns unwillkürlich beschleicht. Der Führer, ein angesehener Grundbesitzer in Buchach, mahnte zum Aufbruch. Unsere Absicht war es, über die Kardinalpe den Abstieg zu nehmen, doch die Zeit war zu sehr vorgerückt: daher galt es am kürzesten Wege die Thalsohle zu erreichen. Wir stiegen daher in das an der Nordseite des Hochwipfels gelegene, in der Generalstabskarte nicht verzeichnete, zum Schlosse Thurn bei Kirchbach gehörige Hochalbl nieder, wo uns in der Nähe der Hütte, eine von Aconit umwucherte köstliche Quelle noch eine Weile aufhielt.

Desto rascher ging es nun von dieser verlassenen Schaf-

alpe die steilen Abhänge hinab. Der Pfad war im „Lischach“ (hohes Gras) kaum kenntlich. So kamen wir an einem kleinen über eine pechschwarze Wand niederwallenden Schleierfall vorüber, in den Döbernitzgraben. Da heißt es: Am Bach. Zweimal mußten wir den Wildbach, von einem Stein zum andern hüpfend übersetzen. Längst hat das wilde Wasser Stege und auch Stücke Weges mit sich fortgetragen, um die sich Niemand kümmert, da außer einem mit dem Klettersinn einer Ziege begabten Schafhirten nicht leicht Jemand diese Wege zu wandeln hat. Kein Wunder, daß mein Führer den leitenden Ariadnefaden d. h. den durch das hohe Gras schleichenden schmalen Pfad verlor und erst nach langem Herumirren an der steilen „Leite“ jenseits des Baches die richtige Spur wieder entdeckte. Unterdessen war die Nacht unmerklich herein gebrochen, eine recht finstere Nacht! Nur vereinzelte Sternlein schimmerten matt am schmalen Himmelsstreifen ober uns. Der Mensch ist nie vorsichtig genug. Ein Stück Talgkerze, das ich für unvorhergesehene Fälle mitgenommen hatte, leistete uns nun die besten Dienste. Bald nahm uns ein Fichten-Wald am linken Ufer des Baches auf, dessen Getöse durch die Stille der Nacht zu uns herauf drang. Nachdem wir unter Kerzenbeleuchtung eine „Rüben“ (abgesessene Wegstrecke) glücklich übersetzt hatten, erreichten wir eine verlassene Schaflerhütte, ein höchst primitives Blockhaus ohne Fenster, mit einer noch mit Stroh gefüllten Schlafstätte und einem aus wenigen Steinplatten zusammengesetzten Herde. Mein Führer machte Feuer an, hob ein Dachbrett aus und schickte sich an, eine „Buchtel“ zu schneiden. Am jenseitigen Bachgeländer leuchtete ein Feuer auf. Es war eine „Kohlstatt“ der Hüttenberger Union.

Im Buchtelscheine zogen wir rüstig auf einem bequemen Wege weiter, daher die dortige Benennung: Der ebene Weg. Die immer dichter auftretenden Buchen ließen vermuten, daß wir uns

der Thalsohle nähern. Da brach plötzlich der gutgebahnte Weg ab. Doch das Orientirungstalent meines Begleiters führte uns bald wieder auf die rechte Fährte. Während er als Pfadsucher nach allen Richtungen den Wald durchstreifte, ließ ich mich auf einem Felsblock nieder und hüllte mich fest in meinen Plaid, denn die Nacht war kalt. Ich sah dem Schimmer der „Buchtel“ nach, welche die Säulenhalle des Buchenwaldes magisch durchleuchtete und nach einer kurzen Erwartungspause erscholl der freudige Ruf: „Mir nach!“ Der Weg war gefunden, welcher uns wohlbehalten über Döbernitzen nach Kirchbach führte, wo wir um eine schöne Erinnerung und ein Stück Romantik reicher, im Gasthause „Zum Berger“ freundliche Aufnahme fanden.



Die blaue Blume Kärntens.

Das Kärntner Volkslied, diese wunderbare Tonblume, ist einzig in seiner Art. Dies Lied bezaubert nicht allein in Oesterreich, Deutschland und anderen Ländern Europa's die Gemüter, auch jenseits des Weltmeers erklingen seine fröhlichen Weisen.

Was wir noch über die seltene Tonblume, auf dem Kärntner Boden erblüht, zu sagen hätten, ist allbekannt, aber von einer wirklichen und lebenden Blume, welche nur auf einigen, später näher bezeichneten Gebirgen des berühmten Alpenländchens vorkommt, wissen außer den Botanikern nur wenige Menschen zu erzählen. Sie ist wie eine Blume der Märchenwelt, ja noch merkwürdiger, denn der Stoff und Grundgedanke eines und desselben Märchens taucht oft in den entferntesten Ländern in veränderter Gestalt wieder auf, während die gedachte Kärntner Blume derart einzig ist, daß sie sonst nirgens mehr in der Welt vorgefunden wird.

Wie oft erfaßte mich die Sehnsucht, das liebliche Alpenkind im sattgrünen Gewande mit dem zierlich geneigten Köpfchen auf der eigentlichen Heimstätte aufzusuchen, denn man muß die Blume im Boden wurzelnd betrachten; losgerissen von der Erde, ist sie beinahe schon ein fremdes Wesen. Freilich wohnt meine Alpenblume hoch über den Thälern unter schroffen und steilen

Felswänden und mancher Schweißtropfen wird die Stirne befeuchten, bevor wir in das stille Bereich gelangen, um dort das merkwürdige Blumenleben zu begrüßen.

Der Weg führt über Rattendorf, der großen, oft von Wasser- und Feuersgefahr heimgesuchten Ortschaft im unteren Gailthale. Noch erinnere ich mich lebhaft des Brandes, es war am 24. Juli 1884 Nachmittag. Wie züngelten die Flammen empor, wie leckten sie gierig von den Dächern der Häuser hinauf zum eben vollendeten Spitzthurm der in ihrer Mitte stehenden Dorfkirche, bis er auflodernd wie eine flammende Fackel in sich zusammenstürzte. Nur wenige Häuser blieben verschont; unter diesen das Schulhaus, in dessen Vorlaube eine Lapidarschrift auf einer schönen grauen Marmortafel uns an den verdienstvollen Schulmann Leonhardt Buchacher († 15. März 1878) erinnert.

Hinter Tröpelach, der nächst gelegenen Ortschaft, bringt uns ein ziemlich steiler Fußpfad durch Wald und Busch zum Leonardi-Kirchlein hinauf, das vor Zeiten mit einer dreifachen, schweren Eisenkette umfangen war.

Wie die Sage berichtet, soll zur Zeit der Türkeneinfälle in Kärnten auch ein Rattendorfer, seines Zeichens ein Schmid, von den Türken in die Sklaverei geführt worden sein. Da machte er das Gelübde, falls er wieder die Freiheit erlange, dem Patron der Gefangenen, St. Leonardus, zu Ehren eine dreifache Kette zu opfern. Er wurde wirklich befreit und erfüllte, nachdem er in die Heimat zurückgekehrt war, sein Gelöbnis. Die Handschellen, die er in der Gefangenschaft getragen, sollen noch im einsamen Waldkirchlein zu sehen sein.

Ueber die Bergrücken, welche im Süden das Thal begrenzen, führt uns der Weg nach Schlanitzen, einer zumeist von Protestanten bewohnten Ortschaft, deren weißgetünchte, stattliche Gehöfte zwischen Obstbaumgruppen hervorlugen. Abseits des Weges,

im Waldesdunkel verborgen, liegt der „Bodensee" unter der Reppwand. Der Kartograf muß jedenfalls ein Humorist gewesen sein, weil er diesem kleinen Wassertümpel, in welchem kreuz und quer durcheinander verdorrte Baumstämme liegen, den kühnen Namen Bodensee gab, während er im Volke „Watschigerseele" genannt wird.

Nun verliert sich der Weg, auf welchem wir zuweilen Holzknechten begegnen, in das Labyrinth eines dichten Buchen- und Fichtenwaldes, der nirgends einen freien Ausblick gestattet, bis man die luftigen Höhen der Watschigeralpe mit den wenigen zerstreut umher liegenden Alpenhütten am Fuße des Gartnerkofels erreicht, der mit seinen Felszacken wie ein Riesenkrystall in die Luft starrt. In der Hütte jenseits des Baches unter den Steilwänden findet der Tourist, welcher den Kofel besteigen will, die beste Unterkunft. Aber auch ein Touristenhaus befindet sich in der Nähe im Naßfelde, nur eine halbe Stunde davon entfernt. Es wurde am 21. Juli 1887 feierlich eröffnet; an 200 Gäste waren erschienen. Die gediegene Festrede hielt der Bezirksrichter von Hermagor, Herr Dr. Karl Suetiwy. Ober dem Eingangsthore des schön decorirten und beflaggten Schutzhauses sind in Marmor die Worte eingemeißelt: „Wanderer, benütze dieses Haus, schütze und schirme es aber auch." Während des Sommers waltet ein Wirthschafter dort, der stets kalte Küche, Weiß- und Rothweine, Flaschenbier, Thee, Kaffee und Milch zur Verfügung hat. Der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein hatte zum Bau dieses Hauses eine beträchtliche Summe beigesteuert. Daß die rührige Sektion „Gailthal" mit dem Sitz in Hermagor mit diesem Bau einem vielseitig gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, braucht nicht erst betont zu werden.

Ueber das Naßfeld führt ein vielbetretener Weg aus dem Gail- in das Kanalthal. Da bietet die interessante Umgebung

schöne Punkte für Ausflüge und Hochtouren. Wir nennen hier außer dem erwähnten Gartnerkofel den Trog- und Roßkofel, dann die Auernighöhe, welche in einer halben Stunde erreichbar ist und auf welcher man dieselbe Aussicht genießt, wie auf dem Gartnerkofel; ferner die Lanzen- und Maldatsch-Alpe, wo uns aus dem Grün die Blumensterne vom schönsten Edelweiß entgegen leuchten.

Aber auch einen anderen Schatz birgt diese Alpe, die blaue Blume Kärntens, von den Botanikern Wulfenia Carinthiaca genannt. Ihr gilt unser erster Ausflug, den wir von der freundlichen Hütte aus unternehmen. Schon wenige Schritte von derselben entfernt, winkt sie aus einem Rhododendrongebüsche mit ihrem lieblichen Blau dem Wanderer. Wir berühren sie nicht, betrachten nur das sinnige Blumenleben, die Gestalt, das Saatgrün der länglich ovalen, breiten Blätter, die dunkelviolette, auf einem fast schuhhohen Stengel nickende Blütenähre. Weiter schreitend finden wir ein ganzes Schöckchen von Wulfenien beisammen, ganze Felder davon aber unter der Auernighöhe ausgebreitet, die sich von ferne wie üppige lichtgrüne Salat-Beete ausnehmen. Erst wenn man näher kommt, bemerkt das Auge die über das saftig strotzende Kraut sich erhebenden Stengel mit den blauen Blütenköpfchen.

Die Wulfenia kommt nur in der Umgebung des Gartnerkofels zwischen 1500—1900 m. und außer der Watschiger-Alpe auch in der Kühweger-, Granitzer-, Zirkel- und Auernig-Alpe vor. Im frischen und gepreßten Zustande wird sie vom Bürgermeister Josef Schellander zu Mitschig im Gailthale versendet.

Wir begeben uns auf den Gartnerkofel (2198 m.), dessen kahle, kreideweiß im Sonnenlicht schimmernde Wildschroffen auf uns niederschauen. Eine Partie auf sein zackiges, gewöhnlich mit Wolken bedecktes Haupt, mit welchem der Wind sein launiges Spiel treibt, nimmt kaum zwei Stunden in Anspruch. Wir un-

gehen die auf seiner Westseite jäh abfallenden Wände und gelangen etwas steil ansteigend bald auf den südwestlichen „Sattel“, wo wir zurückblicken auf die idyllisch in der Tiefe liegenden Hütten der Watschiger-Alm, auf das Naßfeld, den Roß- und Trogkofel und über das ganze Obergailthal bis zum gewaltigen Reißkofel hin. Gegen Süden schweift das Auge in der blaudämmernden Ferne nach den wunderlichen Kontouren der Bergkolosse an den Grenzen Italiens.

Ein kenntlicher, aber mit Vorsicht zu betretender Weg leitet uns über eine steil abfallende Geröllhalde in ein schmales und ödes Felsthal am südöstlichen Abhang des Gartnerkofels. Wir sehen fast bis zu seiner Spitze hinauf und wünschen uns Flügel, um so schnell als möglich empor zu flattern und in der herrlichen Aussicht zu schwelgen, die sich oben weitherum bietet.

Mit Ausblicken durch die Spalten der rechts aufragenden Felszähne auf die Thalsohle des unteren Gailthals erreichen wir nach einem kaum halbstündigen Anstieg die „Scharte“, wo man sich auf einem Felsvorsprung bequem niederlassen kann, um das großartige Bild, das sich vor unseren staunenden Blicken entrollt, mit Muße zu betrachten. Wir befinden uns am obersten Rande eines grotesken, von hoch aufstrebenden Felsschroffen und Nadeln umstarrten Felsamphitheaters, ein Wunder der Erosion, ja ein Bild, wie es die kühne Phantasie nicht phantastischer schaffen kann. Durch das Gewände abwärts führt ein Gaissteig in den hintersten Winkel der Kühweger-Alpe, von wo schwindelnd der Blick gleichwie auf den Sandboden einer großen Arena hinab fällt.

Noch einen letzten kurzen Anlauf und wir stehen auf der östlichen Spitze. Diese bietet nur wenig Raum, während die westliche Spitze eine Durchlöcherung, eine Art Tunnel zeigt, durch welchen man auf den blauen Himmel hinaus sieht. Das Panorama ist völlig dasselbe, wie auf dem Hochwipfel, nur behaupten Einige,

daß man von diesem Höhenpunkte aus bei günstiger Beleuchtung das Adriatische Meer sehen kann.

Auf dem gleichen Wege steigen wir wieder zu den Watschiger-Hütten nieder, um der lieblichen Kärntner Blume noch einen Besuch abzustatten. Diesmal begnügen wir uns nicht mehr mit dem bloßen Anschauen, sondern graben — wie Göthe in seinem berühmten Gedicht — einige Prachtexemplare mit sammt den Wurzeln aus, um sie mit hinab in das Thal zu tragen. Da werden sie grünen und blühen als eine seltene Zierde des Hausgartens.

Wie wir oben erwähnten, wird diese Blume Wulfenia genannt. Sie erhielt nämlich den Namen vom Botaniker Wulfen, welcher am 5. November 1728 in Belgrad geboren wurde, wo sein Vater als österreichischer Feldmarschalllieutenant diente. Der junge Wulfen trat 1745 in den Orden der Jesuiten zu Wien, studirte da die Philosophie und Mathematik, lehrte dann 1755 in Görz und das folgende Jahr an der Theresianischen Ritterakademie zu Wien die Grammatik, 1762 die Logik und Metaphysik in Laibach. Nachdem er in Graz die Theologie hörte, wurde Wulfen 1763 zum Priester geweiht. Bald darauf kam der gelehrte Forscher als Professor der Physik und Mathematik nach Klagenfurt, wo er nach Auflösung des Jesuiten-Ordens durch Kaiser Josef II. (1773) nur seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten lebte und am 17. März 1805 starb. Seine Werke sind in Wien, Erlangen und Leipzig erschienen.

Ein schönes Leben, dem herrlichen Sonnenuntergange vergleichbar, ging mit diesem gediegenen Forscher zu Grabe.

Die Eggeralpe und der Poludnig.

Der bequemste Standort für Ausflüge in das Alpengebiet Untergailthals ist Hermagor, in einem Kesselthale am Fuße des Engelnock (2113^{m}) gelegen, mit comfortablen Gasthöfen und einer freundlichen aufgeweckten, durchweg deutschen Bevölkerung. Da kein Schienenweg durch das Gailthal führt, begnügen wir uns mit der zwischen Kötschach und Thörl verkehrenden Postgelegenheit. Lustig rollt der schwere Wagen im Dunkel der Nacht auf der dem Felsen abgetrotzten Schloißnig-Straße dahin. In der Tiefe uns zur Rechten rauscht die Gail; nur einzelne Sterne flimmern am nächtlichen Himmel. Der Postillon stößt in's Horn, dessen Klänge die Reiseromantik längstvergangener Tage wachrufen und ein matter Lichtschimmer verkündet uns, daß wir dem Vororte des Gailthals ganz nahe sind.

Die Postchaise rasselt über das Pflaster der langen, von wenigen Laternen erhellten Gasse. Durch die offenen Fenster der Gasthäuser dringt lautes Gelächter und Gesang; es ist Sonntag und Alles noch auf den Beinen.

Vor der hohen Thorhalle des Posthauses hält der Wagen. Wir betreten die Gastzimmer, worin es von Gästen wimmelt. Die Theatervorstellung war eben beendet. Eine wandernde Schauspielergesellschaft hat sich da für einige Zeit niedergelassen und im Posthause selbst befindet sich Hermagor's Musentempel, dessen

etwas beschränkter Raum zum Erdrücken überfüllt ist, wenn Jean Piccolo als Gast auftritt.

Jean Piccolo, mit seinem gewöhnlichen Namen Wohlgemut, ist ein geborner Gailthaler. Nachdem er die halbe Welt durchwandert und mit seiner auffälligen Zwerggestalt, seiner originellen Komik, seiner Routine im Spiel, auf vielen Bühnen dies- und jenseits des Oceans reiche Lorbeeren gesammelt, lebt er nun in seinem Heimatorte in stiller Zurückgezogenheit und betritt nur mehr bei besonderen Veranlassungen die weltbedeutenden Bretter.

Ueber unserem Gasttisch an der Wand bemerken wir unter Glas und Rahmen eine unscheinbare Pflanze im getrockneten Zustande — das botanische Fragezeichen Gailthals — eine „Teufelskralle", Phyteuma, nach dem Entdecker Schellanderia benannt, die schon viel Staub aufwirbelte. Nun sind die aufgeregten Gemüter, nachdem botanische Autoritäten ihr Votum abgegeben, zur Ruhe gekommen. — Auch wir suchen die Ruhe auf; denn unsere Parole für den ersten Morgenstral lautet:

„Eggeralpe und Poludnig."

Mit dem autorisirten Bergführer von Hermagor verlassen wir das gastliche Haus des freundlichen Herrn Postmeisters.

An Hans Gasser's erster Holzwollfabrik in Kärnten, wo riesige Holzblöcke zu feiner Wolle (Wollin) verarbeitet werden, nun Holzschleiferei, und dem grauen verfallenen Gemäuer des Schlosses Malenthein, gehen wir vorüber. Die Sage spinnt hier ihre Fäden, indem sie viel von der stolzen Schloßfrau zu erzählen weiß, welche auf den Fluch des Bettlers über ihre Hartherzigkeit ihren Ring in die Gailfluten warf, der nach ihrem Ausspruche, so wenig mehr das Tageslicht sehen, als des Bettlers Fluch in Erfüllung gehen werde. Das Thal überquerend, erreichen wir nach einer halben Wegesstunde die über den Gailfluß führende Brücke bei Möderndorf.

Da heißt es: Wandrer stehe still und laß deine Blicke thalauf- und abwärts gleiten und schwelgen in der Morgenpracht der Landschaft. Der zerklüftete Gartnerkofl und der Trogkofl, welch' letzterer aussieht, wie ein kolossaler Reliquienschrein, vor dem versteinte Riesen Wache halten, schauen ernst und düster über die das Thal im Süden begrenzenden Bergrücken nieder, deren Höhe wir nun zu erklimmen haben, um auf die Eggeralm zu gelangen.

Der Weg führt durch einen stark gelichteten Fichtenwald an einer Sägemühle vorüber, in eine wildschöne vom Garnitzenbach durchbrauste Felsschlucht. „Enziansteg auf die Eggeralm" lesen wir auf einer Wegtafel. Vom Enziansteg zweigt sich ein neugebahnter Pfad in die wildromantische Garnitzenklamm ab. Ueber den Wildbach sind Stege mit Geländer, an schattigen lauschigen Plätzchen Sitzbänke und an zwei besonders interessanten Stellen Aussichtswarten angebracht. Schon hinter der Thalsperre des Garnitzenbaches wird die Partie hochinteressant. Bald sind es die Felswände, welche wie glatte Mauern aufstreben, bald die tosenden Kaskaden des Wildbaches, bald das helle Grün der Buchen und die Farbenglut der blühenden Alpenrosen, welche die Hänge bedecken; ganz eigen fesseln sie unsere Blicke. — Der zugänglich gemachte Theil der Klamm beträgt ungefähr zwei Kilometer. Je weiter man in dieselbe eindringt, desto großartiger gestaltet sich die Scenerie, welche bei dem über eine breite Felswand niederstürzenden Wasserfall ihren Höhenpunkt erreicht, auf dessen Geschäume man von der Idawarte bequem hinabblicken kann. — Weiter hin rücken die thurmhohen Felsmauern so nahe zusammen, daß die Breite der Klamm nur gegen zwei Meter beträgt, mit Recht die „Enge Klamm" benannt, durch deren finsteren Schlund der Wildbach im Laufe von Jahrhunderten sich Bahn gebrochen hat. Ein schmaler nur Schwindelfreien zu empfehlender Steig

(auf dem gewöhnlichen etwas weiteren Alpenpfad jedoch kommt man ganz bequem auf die Höhe) führt über das Geschröffe hinauf. Auf halber Höhe erblicken wir am äußersten Rande der jenseitigen, senkrechten, spiegelglatten Felswand die Urbanikapelle, an der kein Holzarbeiter vorübergeht, ohne für einige Augenblicke deren Schwelle zu überschreiten und — zu läuten, daß der Silberklang des Glöckleins im Holzthürmchen weithin in den Forsten verhallt, welche diesen Höhenzug mit seinen tiefeingeschnittenen Gräben und Schluchten bis zur Alpenregion bedecken.

Ein schattiger Tannen- und Fichtenwald nimmt uns auf. Durch dessen Gezweige dringt nur hier und dort ein Sonnenstral ein, daß die Thauperlen an den zarten Moosgeflechten und Brombeergesträuchen wie Diamanten funkeln. Eichhörnchen hüpfen von Ast zu Ast, der Specht hämmert und manch' lauter Ruf eines durch unsere Tritte aufgescheuchten Vogels hallt durch das Dickicht, das sich erst lichtet, wenn man nach zweistündiger Bergwanderung die durch ein einfaches Holzkreuz markirte Höhe erreicht, wo uns der Ausblick auf das Gail- und Gitschthal mit den vielen Ortschaften und zerstreut liegenden Ansiedelungen überrascht.

Schon weht uns frische Alpenluft entgegen. Ein Alpenfalter fliegt wie ein vergilbtes Buchenblatt an uns vorbei; über den bewaldeten Schwarzkofl uns zur Rechten schauen die bleichen Kalkschroffen des Gartnerkofels herüber. Noch einige Schritte und ein liebliches von niedrigen Bergen umfriedetes Alpenthal mit einem Schöckchen von Almhütten, denen nichts fehlt, als ein spitzthürmiges Kirchlein, um sich in ein idyllisches Alpendorf versetzt zu wähnen, liegt vor uns, in dessen Hintergrunde sich die schön abgerundete Kuppe des Poludnig erhebt.

Das ist die als klimatischer Curort bekannte, vielbesuchte Eggeralpe, eine der schönsten im Kärntner Oberlande. Den Sommer über halten gegen dreißig slovenische Sennerinnen sich hier

auf. Der Granitzenbach bildet die Gränze zwischen den deutschen und windischen Almen, wie jenseits des Baches, in der Kühweger- und Watschigeralm deutsch, so wird hier slovenisch gesprochen, wo man auch eine andere Tracht, andere Sitten und Bräuche findet.

Die meisten Sennerinnen tragen hier nach altherkömmlicher Sitte den kurzen bis an's Knie reichenden faltenreichen Rock, eine dunkle Slavanka mit der weißen Halskrause, über welche am Rücken die schön geflochtenen Zöpfe herabhängen, um die Mitte einen Ledergürtel mit dem auf einem Riemen befestigten Taschenmesser, und ein buntes Busen- und Kopftuch. Manch hübsches Gesichtchen sieht man unter ihnen. Wenn ein Bekannter die Almhütte betritt, wird er von ihnen „angesungen"; sie wiegen sich tänzelnd hin und her und singen ein slovenisches, je nach Umständen auch ein deutsches Liedchen.

Auch die Sennhütten sind von eigentümlicher Bauart. Ueber den gemauerten Unterbau, welcher als Stall für die Melkkühe benützt wird, erhebt sich die aus Holz gezimmerte dunkelbraune Hütte, zu deren Eingang einige Stufen hinauf führen. Die oberste derselben bildet ein Podium, hier und dort auch mit Klapptisch und Bänken; durch den schmalen Küchenraum gelangt man in die geräumige mit einem Ofen versehene Stube, über dem Tisch hängt eine Petroleum-Lampe und in der Wandecke der mit bunt beklexten Heiligenbildern geschmückte Hausaltar. Ein kleines Seitengemach dient als Vorrats- und Schlafkammer. — Vor Jahren bestand hier eine Käserei-Genossenschaft. Dermalen hat ein wälscher Käsemeister den gesammten Milchertrag der Alpe in Pacht genommen, der mit seinen wälschen Gehilfen eine große, weit abseits stehende Hütte bewohnt, auf deren Dachgiebel eine schwarze Blechfahne sich im Winde dreht. Die Hütte besteht aus zwei Räumen: der Käserei mit dem großem Kupferkessel über der Herdstelle und der Trockenkammer, in welch' letzterer über 300 Käselaibe

aufgeschichtet stehen, die von wälschen Weibern in der Herbst-Quatemberwoche in Rückkörben über die Alpen nach Malborget im Kanalthale hinabgetragen und von dort mittels Bahn weiter befördert werden.

Auf dieser mattenreichen, sonnigen Alm gibt es auch ein Alpenhôtel, das die stolze Aufschrift trägt:

Villa austria;

und auf einer Holztafel über dem Portale lesen wir die aufmunternden Verse:

Auf den Bergen sind die Freuden,
Auf der Höhe ist die Lust.
In dem Thale laß' die Leiden,
Laß' den Kummer deiner Brust.

Wer könnte da vorüber gehen! Auch wir wollen, vor dem Aufstieg zum Scheitel des Poludnig, ein wenig zusprechen. Die Alpenhebe, eine dralle Windischgailthalerin in Nationaltracht, führt uns in die kleine Schenkstube. Die Holzwände, selbst die großen Tischplatten sind mit Jahreszahlen und Namenszügen von Touristen und Nichttouristen bedeckt und ein Jünger der Kunst verstieg sich sogar bis zum Plafond der Stube, den er mit einer verschlungenen Kreidezeichnung schmückte. In der Nebenkammer stehen bauchige Geistflaschen; denn in diesem Hôtel — einer einfachen Sennhütte! — wo im unteren Stockwerk die Melkkühe hausen, wird nur Schnaps und Kaffee ausgeschenkt; aber eine Melange, wie sie das beste Stadtkaffeehaus kaum zu bieten vermag.

Der Poludnig (2002^m^), der gegen Nord und Süd steil abfallend, über die westliche und östliche Schneide selbst von zarten Damenfüßen leicht erstiegen werden kann, zählt wie der benachbarte Osternig und Gartnerkofl zu den lohnendsten Aussichtswarten Untergailthals. Ein kleines Stündchen bringt uns an den Fuß des Gebirgsstockes. Man wandert am Eggersee vorüber, einer kaum nennenswerten Lache, die im Hochsommer völlig austrocknet.

Zur Zeit der Schneeschmelze und bei anhaltenden Regengüßen füllt sich sein seichtes Becken mit Wasser und dann mag dieser kleine Gebirgssee, zumal im Hintergrunde das imposante Felsmassiv des Dobrač sich erhebt, allerdings ein malerisches Bild geben. Wenn der Versuch gelingt, denselben durch Auswerfung eines Kanals abzuleiten, dürfte dieser auf den neuesten Kartenwerken verzeichnete See in der Folge nur mehr auf dem Papier zu finden sein.

Nach einer halbstündigen Wanderung durch das fast ebene Seethal beginnt der Aufstieg. Der Spekulationsgeist ist bis in diese unwirtlichen Regionen vorgedrungen, wie dies die vielen auf den Abhängen zerstreut umherliegenden, zum Transport in das Thal gefällten mächtigen Rotlärchenstämme bekunden. Ein gut erhaltener Alpenpfad führt uns zu den auf einem saftgrünen Abhang malerisch gelegenen, aber von Schmutz umgebenen Poludniger Almhütten hinauf, hinter welchen die schön gewölbte, scharf vom blauen Himmel sich abhebende, mit einer Signalstange versehene Kuppe des Poludnig verlockend auf uns niederschaut.

Schon hier genießt man eine prachtvolle Aussicht. Die Villacheralpe tritt majestätisch hervor und wenn man die nur mehr mit Alpenrosensträuchen bewachsenen Hänge emporklimmt, kommen hinter den grünen Vorbergen die kreideweißen Dolomiten des Kanalthales zum Vorschein; aber unbeschreiblich schön ist das Rundbild, das auf der verwitterten Höhe, die man vom Seethale aus leicht in einer Stunde erreicht, vor unseren überraschten Blicken sich entrollt. Die Aussicht ist ringsum frei, kein naher Gipfel drängt sich in den Gesichtskreis, ungehindert schweift das Auge über das Gewirre von Kuppen und Höhenzügen bis zu den beschneiten Spitzen der hohen Tauern und über das Klagenfurter Thalbecken zu den Wellenlinien der den Horizont begränzenden Sau- und Koralpe hin.

Im Süden fesseln die in den wunderlichsten Formen gigantisch sich erhebenden Kalkberge den Blick, ein großartiges Felspanorama, in welchem der hochgelegene Wallfahrtsort Maria Luschari die einzige grüne Oase bildet, und in der Tiefe vor uns glitzert das Land mit dem kleinen Spiegel des Pressekersees, mit der Häusergruppe des Marktes Hermagor und den vielen aus der Ferne wie weiße Punkte schimmernden Kirchen und Dorfschaften.

Eine Visitkarte in einem geleerten Glase unter den Trümmern der verfallenen Steinpyramide zurücklassend, für die geringe Mühe reichlich belohnt, verlassen wir den Hochwipfel mit der gewonnenen Ueberzeugung, daß dieser Ausflug jedem, der sich nicht in die höchsten Regionen versteigen will, auf das wärmste zu empfehlen sei.

Während das Abendrot auf den Steilwänden des Dobrač verglüht, schlendern wir mit den heimziehenden Heerden durch das Seethal den Almhütten zu, über deren Dächer eine bläuliche Rauchschichte sich lagert.

Die Sennin wartet schon mit Ungeduld auf unsere Ankunft; denn das Mahl ist bereitet. Wir betreten die Stube, ein angenehmer Duft weht uns entgegen, neben den aufgepflanzten Weinflaschen auf dem gedeckten Tische, die wir freilich selbst von der Post in Hermagor mitgebracht haben, winkt uns, kaum glaublich! ein Backhuhn mit Salat und in einer umfangreichen Schüssel eine tüchtige Portion dampfender „Polenta“ für den Führer. Wie ersichtlich, ist man hier auf den Besuch besserer Gäste wol vorbereitet, man speist und bezalt wie in einem Hôtel.

Die Bank vor der Hütte ladet zu stillen Betrachtungen ein. Die Nacht ist dunkel, nur wenige Sterne flimmern am Himmel, ein kühler erfrischender Luftzug weht vom Seethal her. Die geschauten Bilder des Tages ziehen mit lebhaften Farben an meinem Geiste vorüber. Siehe, da fällt ein Lichtschimmer auf die Holzwand einer gegenüberstehenden Hütte. Es ist der Schein

einer „Buchtel“ (brennender Holzspan); eine Schaar von Mädchen in Hemdärmeln geht schweigend vorbei, überall in der Nähe der Hütten sieht man Lichtreflexe aufleuchten und verschwinden und bald ertönt in einer entfernten Almhütte ein vielstimmiger Gesang, womit das rythmische Gepolter der Bergschuhe abwechselt.

Die Zeit des Abtriebes von der Alpe ist herangekommen. Die Sennerinnen pflegen sich nach altherkömmlicher Sitte gegenseitig zu beschenken; die eine bringt Zucker und Kaffee, die andere „Geist“. Ein Piknik auf der Alm! In der größten Stube des Senndörfchens kommen sie Abends zusammen, da wird gezecht, gesungen und getanzt bis tief in die Nacht hinein. Weithin hört man in nächtlicher Stille diesen eigenartigen Gesang, wie er immer höher und höher anschwillt und mit einem immer gleichen melodischen Tonfall abschließt. Stundenlang könnte man lauschen und hinaus schauen in die von den Sternen matt erhellte Alpenwelt! Mit den hellen klangvollen weiblichen Stimmen vermischen sich begleitend tiefe Bäße. Gleichwol sind es nur Mädchen und Weiber, welche dies Alpenconcert zum Besten geben.

Auch in der „Villa austria“ geht es lustig zu. Jägerbursche und Holzarbeiter mit verwitterten Gesichtern sitzen fröhlich beisammen, spielen und zechen. Man ruht schon längst in den Federn und hört noch den Gesang aus der Ferne mit dem Gejauchze der heimziehenden Burschen.

Wenn die Morgensonne die Bergkuppen vergoldet, bläst der „Halter“ den Weckruf. Die Stallthüren öffnen sich, von allen Seiten kommen die schönen, reinlich gehaltenen Rinder hervor. Die Halsglöcklein und Glocken der Rinder klingen und in dichtgedrängten Scharen ziehen sie hinaus auf die kräuterreichen Almweiden, begleitet vom „Halter“ im braunen Lodengewande mit dem langen Bergstocke, ein Sträußchen am verknitterten Filzhute, die Ledertasche und das Alphorn an der Seite, mit ihm der baarfüßige

„Zubot", die zwei einzigen männlichen Wesen, welche den Sommer über ständig in dieser Senninnencolonie wohnen. Wenn der Abend kommt, zält er die Häupter seiner Lieben, fehlt ein Stück, so bleibt ihm nichts übrig, als oft halbe und ganze Nächte im Gebirge herumzuklettern, was bei stürmischem Wetter nicht ohne Gefahr ist. Nicht selten geschah es, daß ihn, wenn das Hochgewitter über ihm tobte, ein den Abgrund erhellender Blitzstrahl vor dem Sturz in die Tiefe bewahrte.

Die Senninnen aber waschen und scheuern den ganzen Tag an den Geschirren und richten alles zum „Abpacken" her. „Rahmplent'n" wird aufgekocht, um die Ankömmlinge vom Dorfe und die „Treiber" zu bewirthen. Manche geht noch einmal hinaus auf die luftige Höhe, wo ein einfaches Holzkreuz steht, bei welchem die Senninnen an Sonntagsmorgen, während die Kirchenglocken im Thale erschallen, so oft unter freiem Himmel gemeinschaftlich ihre Andacht verrichtet und nimmt mit feuchten Blicken Abschied von dem trauten Plätzchen und den sonnigen Matten. Der „Zubot" hat Immergrün und die letzten Almblumen zum „Aufputz" der Rinder zusammengerafft; denn morgen geht es unter Jauchzen und „Peitschenknallen" zu Thal.

Wir aber pilgern bei der dem Grafen Arco gehörigen verlassenen G'schloßhütte vorüber nach Malborget hinab, vier Gehstunden. Dieser freundliche inmitten einer erhabenen Gebirgswelt gelegene Marktflecken hat sich in neuester Zeit zu einer zumeist von Italienern besuchten Sommerfrische aufgeschwungen, wo man in Schnablegger's ausgezeichneter Restauration, dem einstigen Palazzo des Herrn Canal mit sechzehn wohl ausgestatteten Fremdenzimmern und einem mit gothischen Wappenschildern verzierten Speisesaale die freundlichste Aufnahme findet.



Eine Fahrt über den Weißensee.

Zu den lohnendsten Partien in der Umgebung von Hermagor zält unstreitig ein Ausflug durch das Gitschthal zum Weißensee. Professor Dr. V. Hartmann nennt ihn mit vollem Rechte in seiner trefflichen Monografie: „das Thal des Weißensees in Kärnten" das Aschenbrödel unter den Kärntnerseen; denn nur wenige Touristen verirren sich in dieses hochgelegene, aber reizend schöne Seegebiet.

Der Zugang ist allerdings nicht so bequem, wie zu den Hôtels und Villen des Wörther-, Millstätter- und Ossiachersees. In steilen Serpentinen führt die gut erhaltene Fahrstraße auf die Höhe des Kreuzberges (1096^{m}) und es kostet, trotz Fichten- und Tannenschatten manchen Schweißtropfen, bis man dieselbe erreicht; keine zierlichen Villen garnieren das Ufer des Sees; in den Gasthöfen am Weißensee, bei Plötz und im Touristen-Haus, in dessen Gastzimmer mehre politische und illustrirte Zeitungen aufliegen, findet man wol eine gute Unterkunft und Verpflegung, aber keinen besonderen Luxus. Ein kleiner Führer für Weißensee und Umgebung von Hermann Ott erschien bei Joh. Heyn in Klagenfurt. Hier sei auch der Bequemlichkeit gedacht, daß sich im Touristenhaus das k. k. Postamt befindet.

Ein flinker Einspänner, welchen der gefällige Postmeister von Hermagor bereitwillig zur Verfügung stellt, bringt uns in

[illegible] nach Weißbriach, dem Hauptort des lieblichen [illegible] das [illegible]schwol an einigen Stellen von der Göstring [illegible] Wildbächen verwüstet erscheint. Das große Dorf mit [illegible] Häusern, der schönen katholischen Pfarrkirche und [illegible] des Dorfes auf einer Felsterrasse im gothischen [illegible]bauten evangelischen Kirche, macht einen recht freund[illegible]druck. Katholiken und Protestanten wohnen hier friedlich [illegible]

[illegible] hintersten Winkel des wilden Göstringgrabens zeigen [illegible] Steilwände des Reißkofl-Massivs, (2369m) und [illegible] der bewaldete Rücken des Kreuzberges, dessen gleich [illegible] Dorfe steilansteigende Fahrstraße uns in einer guten [illegible] auf die Paßhöhe (1096m) führt. Manch' ächzendes schweres [illegible] begegnet uns. Die Pferde dampfen und schnauben, und [illegible] schallt das Rufen der Fuhrleute.

Auf der Höhe steht ein gemauertes „Stöckl" und daneben [illegible] einem Schutzdache liegen zwei gewaltige Schneepflüge als [illegible], daß diese Straße auch im Winter bei massenhaften Schnee[illegible] offen gehalten wird. Mittlerweile lichtet sich der dichte [illegible] ein wenig betretener Steig führt auf die Franz Josefs-[illegible] einer mäßig hohen Kuppe des westlichen Gehänges des [illegible]-Thales, das man hier fast in seiner ganzen Ausdehnung [illegible]schaut.

Da stand Kaiser Franz Josef I., als er im September [illegible] Kärnten bereisend, den Kreuzberg passirte.

Schon von den Tauriskern und Römern wurde dieser Ueber[illegible] benützt. Noch heutigen Tages bezeichnet man einen behauenen [illegible], leider ohne Inschrift, in der Nähe der jetzigen Straße als [illegible]stein", sonst finden sich freilich wenige Spuren des alten [illegible]weges. Die Straße führt nun in weiten Bogen beim ein[illegible] Gehöfte des Kreuzwirthes vorüber zu den Ansiedelungen am

nördlichen Seeufer. Von der Franz Josefs-Höhe erscheint der See fast wie ein breiter von einer langen Brücke überspannter Fluß. Erst auf der Techendorfer Brücke, oder besser bei einer Seefahrt von Gatschach nach Naggl zeigt sich derselbe in seiner vollen Schönheit.

Eine solche Seefahrt hat etwas Bestrickendes. Bei der dem Pötzwirth in Gatschach gehörigen Badehütte stehen Kähne, ja sogar ein Kielschiff in Bereitschaft. Die Sonne streut ihre Lichtfunken über die glatte Wasserfläche, in welcher der klare Himmel sich spiegelt: also lustig eingestiegen und die Ruder zur Hand genommen.

Wie angenehm schaukelt der von einem munteren Seethaler Burschen geleitete Kahn durch das dichte Uferschilf an den vielen blühenden weißen Seerosen vorüber hinaus in die blaue Weite. Als ob wir die Najaden in der Tiefe aufgescheucht hätten, wird es hinter uns lebendig, lautes Gekicher und verworrene Stimmen erschallen: die liebe Schuljugend tummelt sich, alle Schwimmkünste übend, in den Wellen. Schon halberwachsene Knaben sind hier mit dem naßen Elemente vertraut.

Die idyllischen Gestade mit ihren Kornfeldern, die im Wiesengrün zerstreut stehenden Heuschoppen, die ländlichen Gehöfte der in geringer Entfernung vom Nordufer liegenden Ortschaft Gatschach, über welche das Holzthürmchen der katholischen Kapelle hervorschaut, ziehen an uns vorüber. Techendorf (986^{m}) mit dem unscheinbaren evangelischen Bethause und dem in hoher Lage über alle Dächer aufragenden Schulhause, dessen Fensterreihen im Sonnengold flimmern, kommt in Sicht. Schwalben streifen mit ihren Fittichen den Seespiegel. „Plätten" (Flöße) mit Heuwägen belastet, landen am schilfreichen Ufer. Bald hier, bald dort gleitet ein Schiff lautlos über die blaue Fläche. Bei dem Umstande, daß viele Wiesen und Ackerparzellen am unbewohnten Südgestade des Sees liegen und auch Streu und Holz von dorther bezogen wer-

den, herrscht auf demselben zu jeder Jahreszeit, besonders im Frühling und Herbst ein geschäftiges Treiben.

Noch wenige Minuten, und wir rudern durch das Mitteljoch der langen geländerlosen, das Nord- und Süduser des Sees verbindenden Holzbrücke. In der Nähe derselben steht die neu hergestellte, von gelben Seerosen umwucherte Techendorfer Badehütte. Die letzte Ansiedelung am Norduser: Neusach (930m), ein echtes Fischerdorf, wird sichtbar und spiegelt seine weißgetünchten nahe an den Seerand gerückten Häuser in den Fluten.

Da auf einmal erweitert sich das Becken des Sees, der seine blaugrüne Fläche zwischen hohen, wie Coulissen vorgeschobenen Bergen in die weite Ferne bis hin zum Fuße des das Seethal beherrschenden Lakanock (1856m) ausdehnt. Ein Seebild, das uns immer mehr fesselt, je weiter wir gegen Naggl hinabfahren. Ringsum lautlose Stille, nur vom Geplätscher der Ruder unterbrochen, nirgends ein Haus, nirgends ein Zeichen menschlicher Thätigkeit, so weit der Blick reicht, — nur steil in den See abfallende Hänge, über welche das schlanke Horn des Spitzegl (2121m) und der hohe Golz (2002m) herüberschauen.

Auch die Sage spinnt hier ihre goldenen Fäden. Im zerklüfteten Felsgewände hinter Neusach bemerkt man eine Oeffnung, das „Dolamezzenloch" wie diese zimmergroße Höhle im Volksmunde heißt: da sollen vor Zeiten die saligen oder wilden Frauen gehaust haben. Sie waren den Leuten im Thale freundlich gesinnt, strickten den Jungfrauen Strümpfe, die freilich wie Glut an den Füßen brannten, sobald sie die Jungfrauenschaft verscherzten, und halfen den Leuten bei der Arbeit, jedoch nur in der Stille der Nacht, wenn sie von Niemandem belauscht wurden.

Stell' nur ein „Stötzl" Milch in die Furchen, sagte der Stampferbauer zu seinem Sohne, und das „Wazfeld" wird bald abgeschnitten sein. Und richtig kamen bei Nacht die saligen Frauen

und rasch fielen die Halme unter der Sichel. Aber als der neugierige Bursche sich ihnen näherte, gingen sie auf und davon, nur eine blieb zurück, bis die letzte Garbe geschnitten war. Der Bursche hielt sie fest und führte sie trotz ihres Sträubens in's Haus. Er soll sich mit ihr vermählt haben und sie im Hause geblieben sein. Du kannst mir alles anthun, sagte sie, nur mit der nabichen (verkehrten) Hand darfst mich nicht schlagen.

Sie lebten mehre Jahre glücklich. Da geschah es, daß er sie aus Versehen mit der nabichen Hand auf der Brust berührte. Augenblicklich verließ sie das Haus und war nirgends mehr zu finden. Nur Samstags kam sie, die Kinder zu „stralen" (kämmen), später aber, nachdem die Kinder größer geworden, blieb sie ganz aus, um nicht mehr wieder zu kehren.

Wir landen bei Naggl, der einzigen auf einem Hochplateau gelegenen Ortschaft am Südufer. Von Baumgruppen verdeckt, besteht sie nur aus fünf Häusern. Bald ist die Anhöhe, das Weißenseer „Rütli" bestiegen, von wo aus man den $1^1/_2$ Meilen langen hochromantischen Gebirgssee überblickt. Im fernen Westen schimmern wie weiße Punkte die am Nordrand des westlichen Seebeckens liegenden Dörfer, auf welche die grauen Häupter der Unholde und der Kreuzeckgruppe durch die Thalspalte niederschauen. Gegen Osten hin, wo die den See umrahmenden Berge immer höher aufragen und tiefe Schatten in die Fluten werfen, bemerkt man die „schwarze Wand", die tiefste Stelle des Sees; weiterhin geht es in den Silbergraben und hinauf zu den herrlichen Almmatten der Stošia, wo ein köstliches Alpheu gewonnen wird, welches die lustigen Mähder gewöhnlich im Spätherbst an schönen October-Tagen ins Thal herabliefern. Dieses wird dann auf langen „Plätten" über den See geflößt. Auf einer Plätte befinden sich 10 bis 15 Heufuderchen. Eine lange Stange mit einem farbigen im Winde flatternden Sacktuche wird aufgehißt, und mit frohem

Gespanne das Floß in Bewegung setzt. Nun greifen die Ruder gewaltig aus; aber erst nach einer langwierigen, oft dreistündigen Fahrt wird in Reifnach oder Techendorf gelandet. Es ist sehr ergötzlich, das muntere Getriebe der Seethaler beim Abladen und Weiterbefördern des Heues am Landungsplatze zu beobachten. Ein ausgiebiges Mahl, bei welchem „geröstete" Krapfen nie fehlen, entschädigt die Heuzieher für die überstandenen Gefahren und Mühen. — Auf gleiche Weise wurden auch die Glaswaaren von der nun aufgelassenen Glasfabrik in Tscherniheim vom östlichen Ende des Sees nach Reifnach oder Gatschach befördert. Es war keine kleine Mühe, die Wagen mit der gebrechlichen klingenden Waare sammt Bespannung auf die schwankenden Flöße zu bringen; nicht minder beschwerlich, ja sogar gefährlich war dann die Fahrt auf der steilen Landstraße über den Kreuzberg nach Greifenburg im Drauthale. — Von den Abenteuern, welche die Fuhrleute bei derlei Fahrten, namentlich im Winter, wenn der Wagenzug über die krystallne Seefläche ging, zu bestehen hatten, weiß der Volksmund gar manches zu erzählen.

Auf den Seespiegel, der am Rande weiß, weiterhin hellgrün und in der Mitte ultramarinblau erscheint, und auf die dunkel bewaldeten Höhen ringsum werfen wir noch einen Blick und besteigen wieder das schwankende Schiffchen, das uns in einer Stunde zurück nach Techendorf bringt.



Im Lesachthale.

Eine Spezialität unter den Thälern Kärntens ist das gegen Westen zwischen Italien und Tirol vorgeschobene schmale Lesachthal mit dem hochgelegenen Gnadenorte Maria Luggau. Ich möchte es einen Naturpark nennen, der freilich schon viel von seiner ursprünglichen Schönheit eingebüßt hat, da man im Abstocken der üppigen Buchen- und Fichtenwälder, welche die Bergeshänge bedecken, unermüdlich thätig war. Gleichwol ist eine Wanderung durch dasselbe für jeden nicht ausschließlich dem alpinen Sport huldigenden Touristen nicht ohne Reiz und Anregung.

Ober dem Markte Mauthen bei Wetzmann (723^{m}) führt die neuangelegte Straße eine Thalstufe höher in das sechs Stunden lange Waldthal.

Von einem eigentlichen Thale kann wol keine Rede sein; denn die karnischen Alpen, welche das Gailthal im Süden begrenzen und die nördlichen Gailthaler-Alpen rücken da so nahe aneinander, daß nur der Gailfluß in der Thalsohle Raum findet. Die fünf Pfarrdörfer liegen auf der sonnseitigen Berglehne. In diese haben die vielen Wildbäche tiefe Gräben und Schluchten ausgerissen, durch welche die Straße von einer Ortschaft zur anderen sich windet. — Ich versuchte es einmal die Gräben zu zählen, und steckte bei jedem Graben, den ich passirte, ein Steinchen in den Sack, aber mittlerweile wurde mir die Last doch zu schwer,

es sollen 72 Gräben sein. An mancher Stelle steigt die Straße zu schwindelnder Höhe an den Abgründen empor. Erdabsitzungen und Lawinen hemmen nicht selten die Communication. Auf einer „Rüben“ (morscher Fels) wurde vor ein paar Jahren eine Holzgallerie zum Schutze der Straße angebracht; aber die „Löwin der Berge“ hat mit der Straße auch die Gallerie in die Tiefe geschleudert.

Bei jeder Wendung des Weges wechseln die Landschaftsbilder. Bald öffnet sich eine wildromantische Schlucht, in deren Hintergrund eine einsame Mühle steht, bald sind es die kahlen Dolomitzacken der karnischen Alpen, bald eine Häusergruppe auf hoher Bergeslehne, welche die Blicke fesseln. Ich habe das Thal öfters durchwandert und immer neue landschaftliche Schönheiten entdeckt.

Eine charakteristische Figur dieses Waldthales ist der „laufende Postbote“. Den Hemdkragen zurückgeschlagen, die lederne Posttasche auf der Brust, das Gesicht gerötet und mit Schweiß bedeckt, schreitet er im raschen Gang flüchtig grüßend an uns vorüber, denn seine Zeit ist gemessen. In einem Tag macht er den Weg von Luggau nach Kötschach und zurück; und das dreimal in der Woche.

Im ersten Pfarrdorfe am Ausgange des Straiacher Grabens in St. Jacob (948m), am Fuße der mächtig aufragenden Plenge (2378m) besuchen wir die Kirche und den Friedhof. In letzterem ruht ein Graf — Graf von Grottenegg (gest. 1875), der durch eine lange Reihe von Jahren hier als Pfarrer wirkte, und ein Naturpoet, Josef Unterasinger (gest. 1883), der ziemlich belesen war und zuweilen den Pegasus ins Joch spannte. Ein excentrischer Kopf war er jedenfalls, denn er verließ Haus und Hof und wanderte nach Amerika aus. Lange jedoch hielt er es dort nicht aus. Nach ein paar Jahren kehrte er wieder in die

Heimat zurück und war, nachdem er sein „Sachl“ durchgebracht hatte, zuletzt „Halter“ in der Wolaya-Alpe. Er ließ sich auch als Fremdenführer verwenden. Ein Engländer, den er einmal zum Wolayasee begleitete, staunte nicht wenig, als der unscheinbare Mann im abgetragenen Lodenkleide mit ihm englisch zu sprechen begann.

Auch an merkwürdigen Grabschriften fehlt es da nicht. Eine lautet, vielleicht ein Produkt dieses Naturpoeten:

„Nimm o Mutter! vielgeliebte,
Von deinem Sohne, der Dich sehr betrübte,
Aus dankbarem Herzen mein,
Zur Versöhnung diesen Stein“.

Der bedeutendste Graben, der sich durch seine Länge und Tiefe auszeichnet, ist der Birbaumer-Graben, zwischen den Ortschaften St. Jakob und Kornat und froh atmet der Tourist auf, wenn er die Häusergruppe von Birbaum (1037^{m}) erreicht. Da winkt ihm freundlich ein stattliches Gasthaus, wie man es in diesem abgelegenen Waldthale kaum suchen würde. Es ist das Posthaus des Herrn Huber, mit den zierlichen Holzgallerien, dem reichen Blumenflor auf dem ober dem Eingange befindlichen Söller, den nett eingerichteten Fremdenzimmern und dem mit den Prinzhofer'schen Kärntnertrachten-Bildern geschmückten Herrenstübchen. Wenn man zum Lesen aufgelegt ist, findet sich eine Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften vor.

Das Dorf Kornat mit seinen imposanten Holzbauten, der schönen gothischen Kirche und dem Kuratenhause liegt höher auf der Bergeslehne. Ein steiler Pfad führt uns hinauf. Dieser Höhenpunkt gestattet einen weiten Ausblick. Da sieht man gegen Süden hin auf die Steilwände der Wolaya-Alpe, auf den Rauchkofl und Seekopf, an dessen Fuße in einer Höhe von fast 2000^{m} der kleine Wolaya-Hochsee liegt — und gegen Osten über die

Wipfel der dunklen Forste hinaus auf das Gailthal mit seinen in der Ferne schimmernden Ortschaften.

Ich pflegte gewöhnlich im Kuratenhause einzukehren. Abend wars, als ich einmal im Spätherbst im kleinen Garten des Kuratenhauses saß. Ein stiller Gottesfriede lag über dem allmälich verdämmernden duftblauen Wall der Berge, die verhallenden Töne eines Waldhorns (Alphorn) waren aus der Ferne vernehmbar; da trat der Kurat, ein Servit im schwarzen Habit, zu mir und lud mich ein, mit ihm das Abendbrot zu theilen. Das einstöckige Haus war recht nett eingerichtet. Im kleinen Vorsaale stand auf dem Tische ein Aquarium mit Goldfischchen. In der Stube war der Tisch gedeckt. Der grelle Schein der mit einem grünen Schirm versehenen Lampe fiel auf das reinliche Service und auf ein Körbchen mit duftigen Aprikosen gefüllt, welche im kleinen, dem Felsen abgetrotzten Kuratengärtchen gereift waren.

Eine barsche Lesachthalerin, die das canonische Alter längst überschritten hatte, trug das frugale Mahl auf, das ein guter Rotwein aus den Tirolerbergen würzte.

Der Kurat fühlte sich in dieser Waldeinsamkeit glücklich und zufrieden. Er hielt sich ein kleines Rößlein, das nicht viel Hafer brauchte, einen Pony, da er auch die eine Gehstunde entfernte Nachbarpfarre St. Jacob zu providiren hatte.

Der gute Kurat P. Basili weilt nicht mehr unter den Lebenden. Zwei Pfarrgemeinden stritten sich um sein Grab, als er auf einem Gang über die „Röthen" vom Schlagfluße gerührt, als Leiche nach St. Jacob gebracht wurde.

Von Kornat führt ein Pfad über die Scharte nach Lienz im Pusterthale. Ganze Heerden von Schafen wandern alljährlich auf diesem Alpenwege auf die Märkte, oft bis nach Frankreich. Bemerkenswert ist der Uebergang über das Wolayathörl (2136^{m})

nach Plecken. Ueber Matling, einer Filiale von Kornat, wo man über dem Portale eines Hauses die Aufschrift liest:

> Fürchte Gott,
> Ehre den König,
> Thue Recht,
> Und scheue Niemand! —

gelangt man nach Liesing.

Liesing ist ein slavischer Name, wie so viele in diesem Thale, welche bekunden, daß hier weiland Slovenen gehaust haben. Die gegenwärtige Bevölkerung ist rein deutsch und scheint dem Volksstamme der Rhätier anzugehören, welch' letztere von Tirol in diesen Bergwinkel vordrangen und sich ansiedelten. Die Lesachthaler sind ein eigenartiges Völkchen, in Sitte, Tracht und Sprache.

Am Wege nach Liesing gewahrt man, daß die Tirolergrenze nahe ist. Die Männer tragen die weite Lodenhose, kurze lodene Joppen mit aufstehendem Kragen und Metallknöpfen, den ausgenähten Lederbauchgürtel, ein farbiges in einem Knoten verschlungenes seidenes Halstuch und den Tirolerspitzhut mit Quasten. Auch die Tracht der Weiber mit den Bauschärmeln erinnert an das nahe Tirol. — Zuweilen begegnet Einem im engen Zaunweg ein ganz eigenartig construirtes Gefährte mit einem Ochsengespann, denn Pferde sind hier eine Seltenheit. Auf den Feldern sieht man hier und dort Staffeleien, als ob einige Maler da Sommerfrische hielten. Diese staffeleiartigen Vorrichtungen dienen zum Fassen und Binden der Getreidegarben, die von den Leuten der Steilheit der Felder wegen auf dem Rücken in die Scheuern getragen werden müssen. — Nur an wenigen Stellen gestattet der durch dichte Forste und Gräben führende Weg einen Blick auf die Gail, die wie ein harmlos munteres Bächlein in die Tiefe rauscht, aber nach kurzem Lauf vom Wetzmann weg als reißender Gebirgsfluß verwüstend das Gailthal durchströmt.

Der Ausblick auf die südlichen Dolomitschroffen ist zumeist frei. Ueber die auf hoher Berglehne gelegenen Weiler Ober- und Niedergail mit ihren Kapellen ragen der Leterspitz und die Frohnspitzen wie eine zweizinkige Gabel auf: ein reizendes Landschaftsbild, das auf dem Wege nach Liesing unsere Blicke fesselt, während beim Oberringerhof mit dem lebendigen taxusartig beschnittenen Fichtenzaun ein gemauertes „Stöckl" mit einem Frescogemälde den Sturz eines Ritters vom Pferde darstellend, uns an eine für dieses Thal historisch denkwürdige Stätte gemahnt. Hier stürzte Hans Manndorfer vom Pferde und dieser Unfall gab auch den Impuls zum Baue des Klosters und der Kirche Maria Luggau. Dies besagt auf dem „Stöckl" die Inschrift, welche lautet:

Hans Manndorfer, Pfleger von Pitersberg
Ritt in die Luggauen,
Dem Gnadenbild dort eine Kirche zu bauen,
Ritt aber ganz unverricht nach Haus,
Und fiel beim Oberingerhof vom Sattel aus;
Da ritt er wieder in die Luggauen,
Und ließ die Kirche und das Kloster bauen.
Anno 1513.

In Liesing selbst findet man ein altdeutsches Schnitzwerk, welches Scenen aus der Legende des heiligen Nicolaus darstellt und einer Besichtigung werth ist. — Im Klebasgraben hinter Liesing stand am Ufer des Wildbaches das Geburtshaus des berühmten Germanisten Dr. Mathias Lexer, Professor an der Universität zu München. Im Jahre 1872 ist das Haus von der „Gieß" weggeschwemmt worden. Ein Gang durch diesen unbedeutenden Graben ist besonders an regnerischen Tagen gefährlich, da von der lockeren Berglehne zuweilen Steinlawinen abgehen. Nach einer Gehstunde erreicht man die Hochebene von St. Lorenzen (1100^{m}), der einzige ebene Boden im engen Thale, das sich hier erweitert und eine Aussicht bietet, bei der man

gerne länger verweilt. Durch die Spalte des Frohnthales zeigen sich die kahlen Wände des Hochweißenstein (Monte Paralba 2518m), vor uns in der Ferne die Sextner Berge und gegen Norden die grauen Felskämme der Unholde im Hintergrunde des Radegunder-Grabens, in welch' letzterem die wilde Ache tosend und schäumend am uralten Radegunder Kirchlein vorbei rauscht. Durch diesen Graben gelangt man auf fast ebenem Wege in's Tuffbad.

In einem abgeschlossenen hochalpinen Kesselthale steht isolirt auf einer Anhöhe das gemauerte Badhaus und daneben eine kleine Kapelle. Ueberall auf dem Wiesboden tritt der Tuffstein zu Tage. Nach der Analyse des Dr. med. Josef Mitteregger ist das Badewasser von guter Wirkung. Zu haben ist nichts im Badhause, daher man die Speisen selber mitzubringen hat, wie es bei den Bauern, welche das Bad gewöhnlich benützen, Gepflogenheit ist.

Man kann sich keinen Begriff von der Einfachheit dieses Bades machen: Als ich vor Jahren dasselbe besuchte und eine Nacht dort zubringen mußte, brachte die Badehebe — ein alter klepperdürrer Mann auf meinen Wunsch nach Handtuch und Waschbecken — ein „Milchstötzl" mit Wasser und ein blaues Sacktuch. Als ich damit nicht zufrieden war, rief er: „Aha, a Leilach!", rannte davon und brachte aus der Badekammer ein großes Leintuch. Das mir angewiesene Zimmer war annehmbar. Aber meinem Collegen, der in einem Seitenstübchen übernachtete, passirte der „Unreim", daß er im Bett durchfiel und aus dem Strohberge, der über ihn zusammenschlug, sich kaum herauswinden konnte.

Uebergänge von hier in's Pusterthal sind das Lavantthörl und die Zochen. St. Lorenzen ist die Ausgangs-Station für die Besteigung des aussichtsreichen Hochweißenstein. In Hofer's Gasthaus findet man gute Unterkunft.

Luggau (1142m), das Ziel unserer Wanderung, ist nicht mehr ferne; aber erst bei der Ortschaft Stefanell kommt das imposante Klostergebäude mit der herrlichen Kirche auf der sonnseitigen Berglehne eines ungemein idyllischen Alpenthales in Sicht. Die vielen Kapellen und Stationsbilder, welchen wir am Wege begegnen, deuten uns die Nähe eines Gnadenortes an. Luggau ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Hunderte von Wallfahrern pilgern alljährlich zum Gnadenbild im Lesach (Gehölze), besonders zu Pfingsten und in den Herbstquatembertagen geht es sehr lebhaft zu. Das weltentlegene Dorf ist zu klein, um alle die Pilgerschaaren zu fassen. Drei Nationalitäten sind da vertreten, indem deutsche, slovenische und italienische Laute wirr durch einander schwirren. Mit großem Gepränge geht die Prozession, wenn das „große Fest" gefeiert wird, über die Felder. Alles was Luggau Eigenartiges an Tracht und Schmuck hat, wird bei diesem Anlasse zur Schau getragen. Die Himmelträger erscheinen in langen Lodenröcken mit aufstehenden Kragen, rotem Brustlatz und grünen Hosenträgern, breiten Filzhüten mit Goldquasten, deren Krempen mit grünem, golddurchwirktem Stoffe gefüttert sind. Dabei zogen noch vor ein paar Jahren die Luggauer Schützen mit Trommel und Pfeifen auf. Ihr bisheriger Hauptmann, Franz Gugggenberger, der „Patenwirtfranz" ist leider nicht mehr am Leben. Als er im Advent am Chore in der Kirche das Gloria sang, schloß er, vom Schlagfluß getroffen, sein Auge für immer. Er war ein virtuoser Kärntnerlieder-Sänger, eine weitbekannte populäre, allgemein beliebte Persönlichkeit. Vor seinem Gasthause an der Straße erhebt sich ein Stein-Obelisk, welchen die Lesachthaler dem hier wie überall im Lande hilfreich und werkthätig eingreifenden Landespräsidenten Freiherrn v. Schmidt-Zabièrow zu Ehren errichtet haben.

Kirche und Kloster bieten so manches Sehenswerte. Das Innere der Kirche macht einen erhebenden Eindruck. Auffallend

ist die reiche Vergoldung der Kapitäler und des Plafonds. Wie die Chronik erzält, hat der Convent die Goldschätze zur Zeit der französischen Occupation (1809) einschmelzen und zum Schmucke der Kirche verwenden lassen. Auf den Seiten-Altären findet man zwei Basreliefs, die sich durch kunstvolle Schnitzarbeit und Naivetät auszeichnen. Das eine stellt Maria's Tod dar: da sieht man die Himmelskönigin auf einem Betschemel knieend, von den Aposteln umgeben. Während der eine das Rauchgefäß anbläst, besprengt sie Petrus im Vespermantel, in der Linken ein Rituale haltend, aus einem Gefäße mit Weihbronn, — das andere zeigt die Krönung Maria's: Gottvater und Gottsohn setzen ihr eine Krone auf das Haupt.

Die Schatzkammer enthält viele kunst- und wertvolle Gegenstände, unter andern ein mit Messern besetztes Richtrad aus dem Mittelalter.

In der Fortsetzung des Thales, eine kleine Stunde hinter Luggau „Auf der Wacht" hat man die Grenze Kärntens überschritten, und kann nun entweder über den Kosl nach Lienz oder über Tilliach und Kartisch nach Sillian wandern.



Ein Gang über das Wolaya-Thörl.

Von der mit Blumentöpfen besetzten Holzgallerie des freundlichen Gasthauses in Birbaum sieht man hinein in das Wolaya-Alpenthal, welches in das Lesachthal mündet, und auf das Gewände des Rauchkofl, hinter welchem der vielgerühmte Wolaya-See (1997m) liegt, dem wir einen Besuch abstatten, um über das Wolaya-Thörl (2136m) nach Plecken zu wandern.

Die Tour bis zum See nimmt etwa fünf Stunden in Anspruch und ist nichts weniger als beschwerlich. Man übersetzt die in der Tiefe rauschende Gail und erreicht auf hoher Bergeslehne den Weiler Nostra mit der Antoniokapelle. Dann geht es durch einen von hohen Bergrücken flankirten Graben am Ufer des Wolayabaches fast eben fort, um nach zweistündiger Wanderung in die untere Wolaya-Alpe zu gelangen.

Was uns hier auffällt, ist die wie eine Mauer senkrecht abfallende Wolaya-Wand mit den vielen Löchern, aus welchen bei einem heftigen Gewitter zahlreiche Bächlein, wie Wasserfälle niederstürzen, wie man dies auch beim Reißkofl beobachten kann. Auch der kleine Schleierfall, welcher ein Abfluß des Wolaya-Sees sein soll, und der zwischen Legföhren schäumende „Milchbach“ kommen unmittelbar aus dem Gewände hervor.

Unter einem Buchenwäldchen auf einem Abhange steht die weitläufige Sennhütte und das aus Holz gezimmerte kleine Schutzhaus, ein Eigentum des Herrn Ant. Rizzi in Kötschach.

Auf dem Wege bei Nostra begegnete mir der Alpherr mit seinem „Halter", der ein mit Käselaiben belastetes Maulthier am Zaume führte. Er lud mich ein, in seinem Schutzhause zu übernachten und die Rückkunft des „Halters" abzuwarten, welcher des Weges kundig, mich zum Wolaya-See und nach Plecken begleiten sollte. Selbstverständlich machte ich von dieser freundlichen Einladung Gebrauch. Das Unterkunftshaus ist ganz zweckentsprechend eingerichtet. Ein Tisch, Stühle, zwei Bettstellen, eine mit Matratze und allem Zugehör versehen, ein Nachtkästchen und ein Waschtisch bilden das Mobilar. — Durch das Doppelfenster sieht man hinaus auf das „Judengras", einer hochgelegenen steilen „Leite", die als Schafalpe benützt wird. — Ich fühlte mich da bald heimisch. Die Sennerin, eine betagte Matrone, brachte in reinlichen Töpfen Kaffee, Polenta und Schottkrapfen und entschuldigte sich, daß sie kein besseres Kaffee-Geschirr auf der Alm habe. Mittlerweile kam der Halter Zenz von Birbaum zurück und leistete mir Gesellschaft, ein großer hagerer Mann mit ausgesprochenem slavischen Gesichtstypus. Er erzälte mir unter anderem, daß vor ein paar Jahren eine Lawine durch den Buchenwald ober der Hütte niederging und die alte Schutzhütte zerstörte.

Als es Zeit zur Nachtruhe war, entließ ich ihn mit dem Auftrage, mich recht zeitlich zu wecken. Beim Hinausgehen legte der gute Zenz heimlich etwas in die leere Bettstatt, warf noch einen mißtrauischen Blick auf mich und wünschte mir „gute Nacht". —

Ich machte einige Notizen in meinem Tagebuche und begab mich dann zur Ruhe. Aus dem ersten Schlafe wurde ich durch ein Gepolter aufgeschreckt; die Bretter der leeren Bettstatt klapperten. Ich machte Licht, um zu sehen, was es da gebe: Siehe da! in der Bettstatt lagen große Brocken „Polenta". Die ungebetenen Gäste aber hatte das Licht vom Schmause verscheucht.

Bei dem großen Mundvorrath, der für die kleinen Nascher noch vorhanden war, konnte ich mich wieder ruhig aufs Ohr legen. — Am kommenden Morgen erzälte mir Zenz, dem ich recht dankbar für seine Aufmerksamkeit war, daß seit Menschengedenken nicht so viel Mäuse in der Alpe waren, als in diesem Jahre, und daß sie alle Mittel anwenden müssen, um sich dieselben vom Halse zu schaffen.

Bald setzte ich mit dem Führer meine Wanderung fort. Ein steiler Saumpfad führt im hintersten Winkel der Alpe beim Schleierfall vorüber in die obere Wolaya-Alm. Ueberrascht bleibt man da stehen. Ein großartiges Felspanorama erschließt sich vor unseren Blicken: im weiten Bogen starren kahle, aschgraue Dolomitwände mit ihren Lawinenresten und der kreideweiß auf den üppig grünen Wiesboden niederfließenden Schutthalden zum Himmel empor. In der Ferne erblickt man die aus unbehauenen Steinen erbaute Almhütte mit den bedachten Stallungen, welche ein Italiener in Pacht hat, der die Käserei im Großen betreibt. Den Transport der Käse nach Collina besorgen wälsche Weiber.

Von der Hütte etwas ansteigend schlängelt sich der Weg über ein hügeliges Terrain am „Angerle" vorbei, einem bemoosten Steintrümmerfeld mit vereinzelt stehenden verkrüppelten, vom Sturme geknickten Lärchbäumen. Vor uns erhebt sich der isolirt aufragende Seekopf, der andeutet, daß wir dem ersehnten Ziele uns nahen. Als Contrast zu den kahlen Wänden, in welchen nur ein grünes Fleckchen zu sehen ist, ein begraster Felsvorsprung, vom Volke die „grüne Nase" benamset, zeigen sich uns zur Linken die sonnseitigen Matten des Rauchkofls (2463^{m}), wo wir ein über die Höhen herüberkommendes Rudel Gemsen bemerkten.

Endlich kommt die rote Seewand in Sicht, die das breite Hochthal gegen Osten abschließt. Weiß und blau geäderte, von

derselben abgestürzte rote Mamorblöcke liegen zerstreut umher. Nach einem letzten Anstieg stehen wir am Rande des Seebeckens und blicken hinab in seinen stahlgrünen Spiegel. Der See ist klein, hat ein mehr rundes als ovales Becken, ein „Meerauge", wie das Volk sagt, da er nirgends einen sichtbaren Abfluß zeigt; aber was diesem Hochsee einen besonderen Reiz verleiht, ist die grandiose Umgebung.

Kein Baum, kein Strauch ist da mehr zu sehen, nur Edelweiß, Edelrante und andere seltenere Alpenpflanzen blühen im Gewände. Alles scheint todt und öde, nur der See atmet leise; doch was rauscht dort über den Wasserspiegel hin? Es sind Schneehühner, die wir durch unsere Schritte aufgeschreckt haben.

Während Zenz herumstieg, um Pflanzen zu sammeln, ließ ich mich am Seeufer nieder und betrachtete das Farbenspiel der Wellen. — Stundenlang könnte man in diesem Hochgebirgswinkel verweilen, wo vor Jahrtausenden die elementaren Naturgewalten im wilden Aufruhre tobten und gewaltige Eismassen diese Wüstenei bedeckten, von welcher nur das Eiskaar auf der Kellerwand als Erinnerung an die prähistorischen Zeiten zurückblieb.

Unwillkürlich kömmt Einem da der schöne Passus im zweiten Theil des Faust in den Sinn:

Seismos (in der Tiefe brummend und polternd):
Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben,
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe: Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grauenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Widerstreben!
— Nun erhebt sich ein Gewölbe
Wundersam. Es ist derselbe,
Jener Alte, längst Ergraute,

Der die Insel Delos baute.
Er mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme straff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Geberde,
Hebt er Boden, Rasen, Erde. . .
(Classische Walpurgisnacht.)

Vom niedrigen Seejoch eröffnet sich ein weiter Ausblick auf die wälschen Almen. — Um zum Wolaya-Thörl zu gelangen, hat man ein steilansteigendes Schneefeld zu passieren. In einer halben Stunde ist die „Scharte" (Thörl) erreicht. Da halten wir noch einmal Rückschau über den verwitterten Riesendom mit dem Marmorbecken des Wolaya-Sees. — Nicht minder großartig ist die Scenerie, die beim Abstieg vom Thörl auf die Valentinalpe unsere Blicke fesselt. Wir stehen da unter der ungeheueren geschichteten grauen Kohlenkalkmasse der 2799^{m} hohen Kellerwand, deren dräuende gewaltige Felsmauern die Südmarke des Valentinthales bilden.

Aus dem Gailthale blickt durch die Thalspalte die schlanke Pyramide des Reißkofls auf uns herüber. Als wir die steilen Berghänge hinabstiegen, hörten wir ein Jauchzen. Endlich bemerkten wir zwei grau gekleidete Männer, welche bei einer Felsgruppe einen photographischen Apparat aufgestellt hatten. Es waren Reichsdeutsche, die sich auf der Plecken aufhielten, um einige Bilder aus dieser Steinwüstenei aufzunehmen. Ein lauter Gruß schallte hin und zurück. Nun beginnt eine beschwerliche Wanderung über ein stundenlanges, wellenförmig ausgewaschenes Eisfeld, dann über aufgethürmte Schottermassen und Gerölle. Erst auf der oberen Valentinalpe, wo eine, jedoch wenig einladende Almhütte steht, betritt man wieder weichen Rasen. Der Reißkofl weicht hinter die bewaldeten Höhen zurück und der Polinik erscheint auf der Bildfläche, in dessen Anblick man zwischen den Steilwänden des Moserkofels (2516^{m}) auf der einen,

und des sonderbar geformten Cellonkofels (2238m) auf der anderen Seite wie durch eine hohle Gasse, über die weidereichen Almböden niedersteigt, um nach dreistündigem Marsche die untere Valentinalpe zu erreichen, wo man nicht selten eine im Steingerölle sich ringelnde Viper zu Gesicht bekommt.

Vor der zierlichen Almhütte des R. R. Abgeordneten Nischelwitzer gabelt sich der Weg, links geht es nach Kötschach, zur Rechten führt uns der sogenannte alte Römerweg durch schattigen Buchenwald auf die Plecken, diesem vielbesuchten klimatischen Curort an Italiens Grenze, wo uns das mit allem Comfort ausgestattete freundliche Alpenhôtel, ein Eigen der Notarsgattin Frau Th. Aichelberg in Mauthen zur Einkehr einladet.

Von der Plecken aus erreicht man in drei Stunden den aussichtsreichen Gipfel des Polinik und am Wege nach Kötschach trifft man ein Schaustück ersten Ranges: die Valentinklamm, welche erst in neuester Zeit entdeckt wurde und zu den schönsten Klammen der österreichischen Alpenwelt gezält werden kann. Namentlich die Partie „Im Finstern", ist von wildromantischer Schönheit.

Die Klamm selbst ist dermalen noch unzugänglich, doch von der Plecknerstraße aus, in der Nähe des Gasthofes „zum Eder", führt ein neu angelegter Weg zu drei mit Schutzgeländern versehenen Stellen, die einen Einblick in diese schauerlich-schöne, vom Valentinbach durchbrauste Felsschlucht gestatten. Die drei Felspunkte, von welchen aus der beste Einblick in diese Felsschlucht möglich ist, erhielten zu Ehren der Familie des Herrn Landespräsidenten die Namen: Ida-, Arthur- und Schmidt-Zabièrow-Warte.

In den renommirten Gasthöfen von Mauthen und Kötschach treffen wir Sommerfrischler, zumeist gemütliche, lebensfrohe Wiener, unter diesen wol auch unseren liederreichen Landsmann,

den Componisten Thomas Koschat, den die Sehnsucht nach der süßen Heimat (Sweet home) fast alljährlich in den Ferien aus Wien über den Semmering hieher führt. Auch der gefeierte Hofopernsänger Sommer vergißt seiner Heimat nicht und findet sich zuweilen ein. — Das Bad Manndorf, höchst anmutig auf einer mäßigen Anhöhe, 15 Minuten östlich von Kötschach gelegen, obschon auf keiner Karte und in keinem Bädecker zu finden, erfreut sich ebenfalls eines lebhaften Zuspruchs. Es besteht erst seit wenigen Jahren, ist aber auch ein Plätzchen, das in den deutschen Alpen seinesgleichen sucht. Das gemauerte, einstöckige Badhaus steht am Rande eines harzduftenden Fichtenwaldes. Gleich hinter demselben erheben sich die Vorberge des Jauken (2252m), einer beliebten, vielbesuchten Aussichtswarte des Gailthales. Der ebene Platz vor dem Badhause ist mit Kastanienbäumen bepflanzt, auf den üppigen Wiesen unter demselben leuchten die goldglänzenden Blüten der Nachtkerze (Oenothera biennis L.), die ihre Kelche erst mit Einbruch der Dämmerung öffnet. In der Veranda neben der eigenartig eingerichteten Lorettokapelle wie im Salon des Badehauses genießt man zu dem aus Küche und Keller Gebotenem eine unvergleichlich schöne Aussicht. Der Markt Mauthen mit der blaugrauen begletscherten Kellerwand (2810m) im Hintergrunde, der Polinik, der zerklüftete Moserkofl und die Plenge, die als Trabanten zur Seite stehen, geben ein Bild, an dem man sich nicht satt sehen kann, besonders wenn das Zauberlicht des Alpenglühens über die Berge ausgegossen ist.

Für gute Unterkunft ist gesorgt. Die Badecabinen sind nett und reinlich, auch im nahen Schloße Manndorf findet man entsprechend eingerichtete Fremdenzimmer. Das ansehnliche Schloß, mit vielen und großen Räumlichkeiten ist ein massiver Bau aus dem 16. Jahrhundert und ragt mit seinem hohen Giebeldache über Baumgruppen empor. In der weiten gewölbten Vorhalle

(Laube) sind die Wappenschilder der Frauen angebracht, die hier weiland gehaust haben. Im oberen Stockwerke findet man neben altertümlichen Gemälden zwei Kohlenzeichnungen von Defregger aus seiner Jugendzeit (Jahrzal 1860), welche einen Bauernburschen und das Dorf Winklern im Möllthal darstellen. Schon in diesen Skizzen ist die Künstlerhand erkennbar.

Das Schloß Manndorf, erbaut von Kasper Manndorfer 1520, war ein Eigen der Freiherrn von Manndorf, ging dann auf andere Besitzer und in neuerer Zeit auf die Familie Pichler über, in deren Besitz es sich dermalen noch befindet.



Das Annafest.

Es ist freilich schon lange her, daß an allen Straßenecken der Landeshauptstadt farbige Placate mit durchschossenen Lettern zu Ehren der vielen Annen zu einem Volksfeste, das gewöhnlich außerhalb der Stadt in einem, mit schattigen Lauben versehenen Gasthause abgehalten wurde, die Vorübergehenden in höflicher Weise einluden. Da wanderten Sonntags Nachmittags Groß und Klein in dichten Schaaren hinaus. Das sind längst verschollene Zeiten! Aber auf dem Lande, in abgelegenen Gebirgsgegenden, wo immer ein der heiligen Anna geweihtes Kirchlein sich findet, namentlich im Gailthale, wird das Annafest in der herkömmlichen Sitte mit allem Pompe gefeiert. Es fällt gerade in die Zeit, wo die Heumahd beendet ist, und eine Ruhepause im Gedränge der alle Kräfte anspannenden Feldarbeiten ein frohes Aufjauchzen gestattet.

An die Vorberge des mächtigen Dolomitkofels, der seine kahlen Wände in Zacken über die grünen Fichtenwipfel emporstreckt, sich anschmiegend, liegt das einsame Alpendorf mit seiner altersgrauen Kirche und dem dieselbe umgebenden schmucklosen Friedhofe so einheimelnd vor uns da. Wenn wir durch das „Pizant“ (Zaunweg) hinauf wandern, wo frischgrüne Bäumchen der Reihe nach zu beiden Seiten des Weges eben aufgepflanzt werden und in die Stube eines Gehöftes hineinschauen, da finden wir Alle in voller Thätigkeit. Das ganze Hausgesinde ist mit „Kranzmachen“

beschäftigt. Ein Korb, gefüllt mit harzig duftenden Fichten- und Tannenzweigen, steht auf der Tischplatte und ganze Bündel von weißen Lilien verbreiten einen fast betäubenden Duft. Die weißen Kleider, zum „Prangen“ neugewaschen und geplättet, hängen auf dem hölzernen Ofengeländer und die alte „Nona“ (Großmutter) biegelt die roten Bandschleifen dazu, Alles der heiligen Anna zu Ehren, der Patronin des gothischen Kirchleins.

Bei hereinbrechender Nacht tönen Musikklänge an unser Ohr. Die Dorfcapelle hat sich vor dem stattlichen Wirthshause einen Tisch zurecht gestellt. Eine Stall-Laterne beleuchtet die Notenblätter und die weißgetünchte Vorderfront des Hauses, an der sich die Riesensilhouette des Bombardonisten abmalt. Man vergißt, auf die Musik zu lauschen, wenn man die komischen tactmäßigen Bewegungen des Schattenbildes betrachtet.

Beim frühesten Morgengrauen erdröhnen Pöllersalven vom „Stuckbühl“ Schlag auf Schlag, daß die Fenster zittern, als wollten sie die Dorfbewohner aus dem Schlummer wecken; ist aber nicht nötig, die sind schon längst auf den Beinen, bewegen sich in der Küche, im Stall und auf der Tenne. Erst wenn die häuslichen Arbeiten vollendet, die Rinder versorgt und die Kaffeenäpfchen geleert sind, geht es an die Toilette. Fast nicht mehr zum kennen, kommen die „Gitschen“ heraus, wenn sie ihr Werktagskleid mit den vielen Fleckchen und Flicken abgestreift und sich in den Festschmuck geworfen haben.

Eine festliche Stimmung ist auch über Berg und Thal ausgegossen. Die metallenen Zungen ertönen und wunderbar bricht sich der Schall an den schroffen Wänden der Dolomite. Aus dem niedrigen Portale der Kirche drängen sich betende Schaaren, „Mander“ und „Weibauleut“. Die in Weiß gekleideten Jungfrauen, den Kranz aus künstlichen Blumen um das Lockenhaupt und rote, flatternde Bänder um die Lenden geschlungen, tragen

ein in weißen Damast gekleidetes Madonnenbild; vor denselben schreiten „Gitschen“ mit Festons aus Tannenreisern und Lilien.

Der Zug ordnet sich, die Fahnen wehen, die Spielleute intonieren einen Festmarsch, die große Pauke gibt den Tact dazu und unter dem rotseidenen „Himmel“ schreitet der Pfarrherr im golddurchwirkten Ornate mit dem Sanctissimum. Den Schluß bilden die Weiber, unter diesen hier und dort eins, die alte Gailthalertracht zur Schau tragend, mitunter auch ein Mädchen, in dessen jugendlich frischem Gesichte sich schon leise Spuren des Kummers zeigen; im vergangenen Jahre trug es an diesem Tage noch die „Menscherfahn“ (Jungfrauenfahne) mit der „lieben Frau“ und es hätte sich diese Ehre um keinen Preis nehmen lassen. Und heute! Ein feuchter Glanz zittert wie Morgenthau in ihrem Auge.

So geht es hinaus in Gottes freie Natur und wenn bei dem improvisirten, von Fichtenbäumchen beschatteten Altare der Segen erteilt wird, die betende Menge auf den Knien liegt, während die herrlichen Alpen im Sonnenglanze wie verklärt herniederschauen, das ist einer jener Augenblicke, der jedes Gemüt ergreift.

Nach der einfachen, zu Herzen sprechenden kirchlichen Feier füllt sich das Wirtshaus und der Kirchplatz mit Menschen, die „Lebzelterstände“ werden förmlich belagert und die „Gitschen“ drängen sich herzu, um den „milden Meth“ zu trinken. In den Häusern wird aufgekocht. Zu dem Mahle, bestehend aus: Knödelsuppe, Kraut mit Speck und Würsten, mit Schoten oder „Klatzentalken“ gefüllten Krapfen, Lunkmus und zum Confect Klatzensuppe, werden auch die nächsten Verwandten geladen.

Wenn die Vesperglocke verklungen, ziehen die Spielleute durch das Dorf, ihnen nach die bei jedem Hause, vor welchem Halt gemacht und ein „Stückl“ aufgespielt wird, sich mehrende Schaar der Burschen, die Joppen über die Achsel geworfen, die

Hüte geschmückt mit Rosenkrant und Nelken. Die Mädchen werden „ausgebeten“. Ein paar Burschen treten mit einer Weinflasche schüchtern in die Stube und bringen ihre Einladung treuherzig schlicht, ohne alle schwunghafte Rhetorik vor. „Die Katl wird uns heut wol die Ehr' geben derfen, mit Verlaub“. Vom zugebrachten Glase nippend sieht die Katl verschämt, bis über die Ohren errötend, auf die Eltern mit einem fragenden und bittenden Blicke hin. Diese sträuben sich gewöhnlich Anfangs, machen allerlei Einwendungen, um schließlich doch ihre Einwilligung zu geben.

Mit klingendem Spiele kommen nun die Burschen und ihnen folgend die Gitschen mit freudestrahlenden Mienen und frohem Gejauchze durch das „Pizant“ herab.

Ein Bursche, der sich einen roten Fez' mit schwarzer Quaste, den er sich im bosnischen Feldzuge eroberte, auf's Ohr gedrückt hat, empfängt die Ankommenden vor der Wirtshausthüre und führt sie, ihnen vorerst wacker zutrinkend, mit ländlicher Manierlichkeit in den Tanzsaal. Da wogt nun die Lust, Gesang und Musikklänge durchzittern die Luft; aber nicht selten geschieht es, daß sich indessen die Sturmwolken über den Häuptern der Tanzenden zusammenballen, die Blitze dem Fest eine ganz andere elementare Beleuchtung geben und die Donner des Himmels viel kräftiger den Baß zur Festmusik blasen.

Auf dem Kirchplatz ist es unausgesetzt lebendig. Die Krämer preisen ihre Siebensachen an und richten die Laterne zurecht, denn bei der Nacht kommt ihr Geschäft erst recht in Gang: da werden die mit sinnigen Verslein beklecksten Lebzeltherzen alle aufgekauft und die Methfäßchen bis zur Neige geleert. Die Spielleute aber rühren sich wacker und die Festfreude nimmt ihren ungestörten Verlauf bis tief in die Nacht hinein.

Unter der Linde.

In edler Mächtigkeit, voll Anmut und Zartheit erhebt sich die Linde. „Weit greift die vielfach verästelte Krone aus, aber wie der Strahl des Springquells im melodischen Bogen sich senkt, so rundet sich gefälligen Schwunges das Zweiggeflecht ab“, um welches die Fülle der herzförmigen leichtbeweglichen Blätter sich schmiegt, an denen die unscheinbaren heilsamen Blüten mit ihren Duftfäden hängen.

Nicht die Waldwildnis, das offene sonnige Thal, wo die Sicheln der Schnitterinnen klingen, das stille Heim mit der sprudelnden Quelle, der freie Platz im Dorfe ist ihre Heimstätte. In ihrem Laubdache summen emsige Bienen, in ihrem Schatten tummeln sich spielende Kinder und versammeln sich die Alten des Dorfes. Sie ist der Lieblingsbaum der Dichter, in ihrem Duft atmet das Volkslied.

Im Gailthal hat die Linde noch eine besondere Bedeutung Eine der schönsten, steht auf dem Kirchplatz in St. Stefan. Dieses von Slovenen bewohnte große freundliche Dorf liegt mit vielen Ansiedelungen auf einer Hochebene des breiten wechselvollen Mittelgebirges, das sich an den Fuß der nördlichen Gailthaler Alpen anschließt. Wenn man von Hermagor aus, dem Vororte des Gailthales, bei dem kleinen, vom dichten leise lispelnden Röhricht umsäumten Prosecker-See und dem vereinsamt

stehenden Seewirtshause vorüber gegen Förolach wandert, erblickt man schon in der Ferne die über alle Baumwipfel aufragende schlanke gothische Thurmspitze. Hinter Förolach, einer von Feuersbrünsten östers heimgesuchten, wenig anheimelnden slovenischen Ortschaft windet sich die gut erhaltene Landstraße durch den tiefen berüchtigten Schinzengraben mühsam empor. Die Hochfläche, welche sich nun vor uns ausbreitet, ist gut cultivirt. Obstbaumgruppen wechseln mit üppigen Wiesen und Aeckern, während den Thalgrund längs den Ufern der Gail zumeist feuchte Moorwiesen und Erlengebüsche bedecken. Nach einer Wegesstunde gelangen wir nach St. Stefan und durch die Dorfgasse, die aus niedrigen mit Schindeln gedeckten Häusern besteht, auf den geräumigen Kirchplatz. Da steht dichtbelaubt die prächtige, ihre Aeste weit ausbreitende, duftende Linde. Unter derselben, den knorrigen Stamm umfassend, befindet sich das Holzgestelle für die Spielleute angebracht. An den vier Seitenflächen der Einfassung des Baumriesen sind auf den Tanz und die Linde bezughabende „Vierzeiler“ in deutscher und slovenischer Sprache zu lesen; da heißt es:

Unter der Linde ist es lustig,
Beim Tanzen ist es toll;
Und i was no Liedlan
An Buckelkorb voll.

Lip'ca moja, si draga
Cvetje tvoje diši.
Linde mein, du bist mir theuer
Deine Blüten duften sehr.

Auch ein paar verblaßte Gemälde sind angebracht, welche einen Gailthaler mit der Fahne und eine Gailthalerin im Kirchtagsstaate darstellen.

Die Linde steht bei den Gailthalern noch immer in Ehren. Sie war ja den heidnischen Alpenslaven ein geheiligter Baum,

unter ihrem schattigen Dache versammelte man sich zum fröhlichen Reigen und um der Göttin des Frühlings Opfer zu bringen.

Nur am Kirchtag darf unter der Linde getanzt werden und das geschieht noch immer in den meisten slovenischen Dorfschaften Untergailthals. „Eher wird der Kirchtag, als der Tanz unter der Linde aufhören" sagen die Leute. Der Kirchtag wird wie das höchste Fest des Jahres gefeiert. Verwandte und Bekannte werden zu Tisch geladen. Das Beste, was das Haus bietet, wird an diesem Festtage aufgetragen. Am Kirchtag, wie bei sonstigen Festivitäten, erscheinen die Windisch-Gailthalerinnen noch immer in ihrer originellen Nationaltracht. So eine Gailthalerin, wenn sie bei besonders festlichen Veranlassungen sich zeigt, ist immerhin eine malerische Erscheinung. Das enganschließende Leibchen ohne Aermel, — diese ersetzen die blendendweißen Hemdärmel, — ist gewöhnlich von lichtblauem, das Kopftuch mit schweren Fransen von weißem Seidenstoff, das rückwärts verknotete vorne unter dem Kinn angeheftete seidene Busentuch spielt in allen Farben; über das kurze gefältelte dunkelgrüne oder rote Röckchen fällt der am reichgestickten Ledergürtel (paš) befestigte „Riemen" mit Silberstickerei, an dessen unterstem Ende das unvermeidliche, unentbehrliche Taschenmesser hängt. Dazu kommen noch die zierlich ausgenähten weißen Strümpfe und Niederschuhe.

Am Kirchtag Vormittag kommen nach dem feierlichen Gottesdienste die Burschen, meist hohe kernige Gestalten, unter der Linde zusammen, da werden nationale Lieder gesungen. Der Tanz beginnt erst nachmittags nach der Vesper mit dem sogenannten „Aufführen". Dieser Brauch inscenirt sich auf folgende Weise:

Die Bursche schaaren sich um die Linde und singen slovenische „Vierzeiler", welche die auf ihrem Holzgestell sich rührenden Musikanten wacker begleiten. Das erste Lied ist religiösen Inhaltes und lautet:

Bog nam daj en dober čas,
Ta pervi raj začeti,
Glih tako, da smo začeli
Se naham ga neb'mo neli; —
Kdor je z Bogom, Bog je z njim
Sam Jezus je Marijin sin.

Gott gib uns eine gute Zeit,
Den ersten Tanz zu beginnen;
Wenn der begonnene Tanz uns freut,
Gehn wir so bald nicht von hinnen.
Ist Gott mit uns, wer kann gegen uns sein!
Jesus ist der Sohn Maria's allein.

Wie die Sage geht, soll vor Zeiten am Kirchweihfeste, beim Tanz unter der Linde, immer ein unheimlich aussehender Jägersmann erschienen sein und bald diese, bald jene Gitschen (Mädchen) zum Tanzen aufgefordert haben. Er tanzte mit jeder so lange, bis sie todt zu Boden fiel. Da kam man auf den Gedanken, beim Beginn des Tanzes ein heiliges Lied zu singen, und seit dieser Zeit hat sich der unheimliche Gast nicht mehr blicken lassen.

Während unter der Linde ohne Unterbrechung fröhliche Lieder erschallen und die Weinflasche die Runde macht, stehen die Gitschen in dichtgedrängten Schaaren längs der Häuserreihe und harren des Augenblicks, wo sie von den Burschen zum Tanz aufgefordert und zur Linde geführt werden. Doch erscheint der Tänzer nicht selber, sondern schickt einen Anderen an seiner statt. Mit einer Literflasche, welche ein mit einem roten Bande befestigter Blumenstrauß schmückt, naht er sich der erwartungsvollen Mädchenschaar, sucht sich die auserwählte heraus, trinkt ihr zu und führt sie zur Linde, wo sie der bestimmte Tänzer in Empfang nimmt.

Das „Aufführen" nimmt eine geraume Zeit in Anspruch und wiederholt sich, wenn Bursche aus den Nachbarschaften zum

Tanz zugelassen werden, bei welchem an einer althergebrachten Ordnung festgehalten wird, denn die Linde darf durch Zank und Streithändel nicht entweiht werden.

Der erste Tanz unter der Linde heißt „Pervo". Darauf folgen die landläufigen Tänze und den Schluß bildet der hüpfende „Hohe Tanz", der nur ein paar Minuten dauert, dafür aber dreimal wiederholt wird. Mit Einbruch der Dämmerung wird der Tanz unter freiem Himmel eingestellt und man zieht sich in das Gasthaus zurück, wo dem Tanzvergnügen unverdrossen weiter gehuldigt wird.

Am Kirchweihsonntag haben nur ledige Personen und die Mädchen nicht ohne das enganliegende Leibchen „Rajavec" das Recht unter der Linde zu tanzen. Verheiratete werden erst am Montag zum Tanze zugelassen. Ausnahmsweise wird auch bei Hochzeiten unter der Linde getanzt. Wenn die geistlichen Funktionen in der Kirche beendet sind, so stellen sich die zwei Einlader zu Pferde mit ihren Fähnchen links und rechts bei der Kirchenpforte auf, bis alle Hochzeitsgäste die Kirche verlassen haben, sprengen dann im Galopp zur Linde hin, und fassen zu beiden Seiten derselben Posto. Die Hochzeitsgäste folgen ihnen nach. Die Musikanten haben ihre Hochsitze unter der Linde eingenommen, sie spielen einen „Lustigen" auf, und das Brautpaar eröffnet den Reigen. Nach diesem Ehrentanz geht es los. Alles was sich rühren kann, dreht sich um den knorrigen Stamm. Der Jubel ist nicht zu beschreiben, er dauert oft über eine Stunde. Erst nach diesem Intermezzo zieht man unter Musik und Gesang zum Hochzeitsmahl.

Noch in anderer Hinsicht spielt die Linde eine Rolle im Gailthaler Volksleben. Am Stefanstage kommen viele Pferdezüchter selbst aus weit entlegenen Ortschaften des Gailthales und der benachbarten Thäler auf den Markt in St. Stefan zusammen, wo sie auch dem Gottesdienste beiwohnen, denn der heilige Stefan

wird als Schutzpatron für die Pferde verehrt. Nach dem Gottesdienste werden vom Meßner viele meterlange rote Wachskerzen um die Säulen des Altars gewunden und die Pferdebesitzer winden sie wieder ab. Sie sind der Meinung, daß dies für die Pferde gut sei und zahlen dafür fünf Kreuzer. Die Pferde aber wurden vor wenigen Jahren noch unter der Linde aufgestellt, vom Ortspfarrer gesegnet und darauf dreimal um die Linde herum geführt.

Das Dorf St. Stefan hat eine anmutige Lage. Die im gothischen Style gebaute Kirche, das Schulhaus und der Greifenhof, ein altertümliches schloßartiges Gebäude, umrahmen den Kirchplatz, auf welchem die ihre Aeste weit ausbreitende Linde steht. In der von Zernatto in Treffen geschmackvoll renovirten Kirche finden wir zwei sehenswerte altdeutsche Schnitzwerke, Reliefs von ausnehmender Schönheit, die den heiligen Laurentius auf dem Rost und die Steinigung des heiligen Stefanus darstellen, — Ueberreste eines Flügelaltars — und ein paar altersgraue Grabsteine der Aichelburge, deren Stammschloß, die Aichelburg, von der nur ein Theil der Ringmauer und eines Rundthurmes mehr übrig ist, auf dem zum Gailfluß abfallenden Berghang im Waldesdickicht verborgen liegt. Besonders malerisch situirt ist das Baron Aichelburgische Jagdschlößchen, neben welchem eine hohe buschige Fichte aufragt, von deren Wipfel zuweilen eine rote Fahne flattert. Diese Anhöhe bietet eine reizende Fernsicht über das Untere Gailthal.



In der Brechelzeit.

I.

Im Spätherbst, wenn die fahlen Blätter von den Bäumen fallen, dichte Nebel die Bergkuppen bedecken und ein fröstelnd kalter Wind durch das Thal streicht, ist die Zeit zum „Brecheln" da.

Mit dieser staubigen Arbeit sind im Gailthale viele absonderliche Gebräuche verbunden. Der „Haar" (Leinpflanze) ist der Hauswirtin besonders ans Herz gewachsen. Was thut sie alles für den lieben „Haar"! Im tiefen Winter schon denkt sie an das zarte Leinpflänzchen und an das „Haarlangfahren". Je weiter man um Dreikönig fährt, heißt es, desto länger wird der Haar. Nach alter Sitte soll man am Dreikönigstage in die nächstgrößere Ortschaft fahren, dortselbst dem Gottesdienste beiwohnen, unterwegs ein paar Arme beteilen und auf das „Umwerfen" nicht vergessen, dann bekommt man einen schönen Haar. Wie bekannt, ist der Vorabend vor dem Feste der heiligen drei Könige der letzte der Rauhnächte, in welchen die Götter ihre Umzüge hielten. An diesem fuhr Frau Holle über die Felder; namentlich waren es die Haarfelder, denen sie Gedeihen und Fruchtbarkeit brachte.

Dieser Brauch ist fast völlig in Vergessenheit gekommen, nur hie und dort wird er noch eingehalten; freilich thut man es so heimlich als möglich, unter irgend einem Vorwand; aber die Leute merken die Absicht, und wenn das Schlittengespann mit der in dichten Wollkotzen eingehüllten Hausmutter unter Schellen-

geklingel zu Dreikönig „z'Kirchen“ in den Markt fährt; da macht wol der Nachbar die boshafte Bemerkung: „Dö fahrt, damit ihre kurzen Haar länger werden.“ Ein auf diesen Brauch bezüglicher Vierzeiler wird noch immer gesungen:

Nachstens beim Haarlangfåhrn,
Håb i mei Weib verlorn,
Den soll der Tunder holn,
Der mars håt gstohln.

Am „Sonnawendabend“, wenn die Feuerchen auf dem Jauken und den Bergen ringsumher auflodern, pflegt die Hauswirtin ein Elsenstäbchen mit einem Kranze aus Feldblumen in die Mitte des Haarfeldes zu stecken, das zwischen dem wogenden Korn mit seinen blaßblauen Blüten wie ein stilles Gewässer steht. Der Blumenkranz zieht den Haar, sagt man, so hoch der Stab, so hoch wird der Haar. Die Blumen zu diesem Kranze müssen am Frohnleichnamstage gepflückt werden. Beim feierlichen Umgang hat man denselben, während der Segen gegeben wird, auf eines der neben dem im Freien aufgerichteten Altar aufgepflanzten Fichtenbäumchen zu hängen, damit er mitgeweiht wird.

Dieser Blumenkranz darf nicht „verworfen“, sondern muß sorgfältig aufbewahrt und, wenn die Brechelstube geheizt wird, zuerst auf das Feuer gelegt werden; dann kann man sicher sein, daß der Haar nicht verbrennt oder sonst ein Unglück geschieht.

Außer diesem Kranz sieht man in den meisten Haarfeldern (Leinfeldern) auch frische Elsenzweige in den drei Ecken derselben oder auch Palmzweige wegen des Ungeziefers, das durch die offene Ecke hinausgeht.

Wenn die Brechelzeit kommt, geht unser Herrgott ins Wälschland! Dieser Volksspruch kennzeichnet hinlänglich das mutwillige Treiben der Brechlerinnen, dieser staubigen Hexlein, wenn sie in der Badstube oder auf dem freien Brechelplatze hantiren. Selbst

der harmlos vorüberziehende Wanderer wird in ihren Zauberkreis hineingezogen und muß sich von ihnen „krageln“, d. h. seinen Arm oder seinen Hals mit einem Wergbüschel umwinden lassen; weigert er sich, so wird er von oben bis unten mit „Dagen“, dem beim Brecheln abfallenden Staub, überschüttet.

Im Lesachthale pflegten sie, wenn jemand des Weges kommt, ein Wergbüschel mit einem Blumensträußchen auf den Weg zu legen; der es aufhebt, hat ein Trinkgeld zu entrichten.

Auch in Reisach legen sie vor dem vorüber Wandernden ein Wergbüschel auf den Weg und sprechen dabei:

Wir halsen enk mit an leinanen Band,
Gott b'hütt' enk vor Sünd und Schand.
Wir wünschen enk an goldenen Tisch,
Af jeden Eck an gebratenen Fisch.
Wir wünschen enk a goldene Stangen,
Auf daß ihr könnt den Himmel erlangen.
So viel Faden im Haar,
Wünsch' mar enk Thaler im Jahr.

Eine wichtige Person beim Brecheln ist der „Haarpatsch“, der Heizer des Ofens in der Brechelstube. Dieser muß gut bewirtet werden und recht „Schmalziges“ zu essen bekommen, damit der Haarsame besonders ölreich werde; auch hat er die Verpflichtung, den geweihten Blumenkranz auf das Feuer zu legen — dafür erhält er drei „Bösl“ Haar, (Leinbüschel) — und die gerösteten „Bösln“ an die Brechlerinnen zu verteilen. Glücklich diejenige, welche das letzte „Bösl“ erhält, die Braut benamset, denn nun hat sie Hoffnung, recht bald unter die Haube zu kommen.

Beim Brecheln muß man recht lustig sein, heißt es, dann werden die Spinnerinnen im Winter beim Spinnrad nicht „schlafern“ und gleiches schönes Garn machen. Uralt ist der Volksspruch:

A schlafrige Gspunst,
Is a Arbeit umsunst.

Ist die staubige Arbeit vollendet, so wird der „Haar“ auf einen „Schubkarren“ geladen und von den Brechlerinnen scherzend und singend oft in später Nacht bei Laternen- und Buchtelschein in das gewöhnlich weit entfernte Gehöfte gezogen, wo für sie ein opulentes Mahl, bestehend aus Suppe, Lunkmus, geselchtem Fleisch mit Kraut, Schottkrapfen und Rigalan, in Bereitschaft steht. Manchmal fehlt ihr Lieblingsgericht; die Bursche haben sich heimlich in das Haus eingeschlichen, wenn es nicht anders gieng, durch die „Dachlucken“, in einem unbewachten Augenblick die Schottkrapfen aus der Küche gestohlen und in einem Winkel der Stube versteckt, wo sie jedoch bald aufgefunden und auf den Tisch gebracht, von den Brechlerinnen gemütlich verspeist werden. Ein Ulk, der viel Heiterkeit verursacht. Die des Attentates verdächtigen Bursche dürfen sich dann freilich in der Mahrstube nicht blicken lassen, ihr Gesicht und Nacken würde mit den Schottkrapfen in gar unsanfte Berührung kommen.

II.

Interessant sind die Brechel-Bräuche der Slovenen im Gailthal. Auf freiem Felde neben einer eingemauerten Grube, in welcher der Flachs geröstet wird, hat eine Schaar von Gitschen (Mädchen) in ihren kurzen Röckchen die Schwingen aufgeschlagen und das taktmäßige Geklapper widerhallt im nahen Forste, über welchen die kahlen Kuppen des Osternig und Polndnig herüberschauen. Mit Staub bedeckt, den Kopf mit einem, das halbe Gesicht verhüllenden Wolltuche umschlungen, sehen diese Brechlerinnen nichts weniger als reizend aus, und man hütet sich wohlweislich, ihnen zu nahe zu kommen. Es ist aber auch niemandem zu raten; besonders auf die Burschen haben sie es abgesehen, die sie mit Aepfeln herbeizulocken suchen; aber wehe dem, der es wagt, den Bereich ihres Wirkungskreises zu betreten; er wird ohneweiters

ein Opfer ihrer mutwilligen Laune und mit „Dagen“ von oben bis unten überschüttet. Naht sich jedoch eine distinguirte Person, so werden die Mädchen ganz manierlich, schwingen sich tänzelnd hin und her und singen slovenische „Vierzeiler“. Der so Angesungene und mit einem Wergbüschel Bedachte hat dann selbstverständlich etwas tiefer in die Tasche zu greifen.

Eine originelle Einladung zum Brechlermahl ist der Rogou.

Lustig geht es am Brechelplatze zu, fröhliche Lieder werden gesungen, aber die Zilla, (Cäcilia) die Tochter des Hauses, läßt das Köpfchen hängen. Was ihr wol fehlen mag? Sie schüttelt den Staub, der sich auf ihrem schwarzen Raßröckchen und dem hellroten Kopftuche angelegt hat, hurtig ab und schlendert einen Feldweg einschlagend, dem großen Gehöfte am Ende der Dorfgasse zu, in welchem abends das Brechlermahl stattfinden soll. Da giebt es noch manches zu thun und zu schaffen.

Unterwegs bleibt sie nachdenkend stehen, eine Röte flammt in ihrem lieblichen Gesichte auf; vielleicht ist es der Schimmer der Abendsonne, der auch ihre über den Rücken herabhängenden Haarflechten vergoldet. Sie beflügelt ihre Schritte, und bald ist das Gehöfte erreicht. Da schleicht sie hinauf in die „Kematen“, schließt vorsichtig die Thüre ab und öffnet den blau angestrichenen, mit Blumen buntbemalten Hängekasten. Was für schöne Sachen sie da in Verwahrung hat: einen silberbeschlagenen Pfeifenkopf, einen Cigarrenspitz von Meerschaum, Lebzelten und Cigarren der besten Sorte. Mit roten Bändchen befestigt sie alle diese Sächelchen auf den Rogou (eine Holzgabel oder ein kleines Fichtenwipfelchen). Denselben unter ihrer Schürze verbergend, verläßt sie die Stube, und bald ist der Bote gefunden, der ihn heimlich ihrem Auserwählten überbringt.

Ob er den Rogou wol annimmt? Das ist der einzige Gedanke, dem sie nachhängt. Wol schaltet und waltet sie in der

Küche für das „Brechlermahl“, aber ihr Sinnen weilt draußen auf der sonnseitigen Berglehne, wo ein stattliches Haus steht und ein hochaufgeschossener Bursche, der Juri (Georg) die Wirtschaft führt, und dem nichts fehlt als eine treue Gehilfin.

Beim „Aufführen“ am Kirchtag hat er sie aus allen herausgefunden, ihr zugetrunken und mit ihr unter der Linde getanzt, und doch war sie in Zweifel, ob er auch den „Rogou“ annehmen werde.

Spät am Abend schaaren sich die bestaubten Brechlerinnen um den großen gedeckten Tisch in der Ecke der Mahrstube. Eine mattbrennende Petroleumlampe verbreitet ihr spärliches Licht. Die üblichen Gerichte: Nudel, Selchfleisch mit gesäuertem Schäfelkraut, Krapfen, Breinmus (Hirsebrei) werden aufgetragen, und es ist eine Freude zu sehen, wie der Inhalt der Schüsseln unter Geplauder, Scherzen und Lachen verschwindet.

Das Mahl geht zu Ende. Die Zilla lehnt am Fenster und schaut besorgt in die Nacht hinaus.

Horch! Musikklänge! Wie elektrisiert springen alle auf. Spielleut sind da! Die Thüre fliegt auf, und Juri mit mehreren Musikanten und den Burschen des Dorfes tritt in die Stube ein.

Es ist nämlich Sitte bei den Slovenen, daß die Tochter des Hauses ihrem Liebhaber oder sonst einem Burschen den Rogou als Einladung zum „Brechlermahl“ sendet. Wenn er den Rogou annimmt, hat er die Verpflichtung, Abends mit einem Spielmann und der Burschenschaft des Ortes zu kommen, damit die staubige Arbeit und das ergiebige Mahl mit einem flotten Tanz beschlossen werden kann.

So währt die ländlich-sittliche Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein. Dabei vergißt man nicht auf das sogenannte „Breineinreiben“. Eine dralle Maid hält einem Burschen, auf den sie es abgesehen hat, einen Teller mit „Breinmus“ und einen Löffel

mit der Aufforderung vor, zu kosten, wie gut es die Brechlerinnen haben. Eine andere bringt einen Teller mit Aepfeln, Feigen, Bockshörnchen. Kostet der Bursche, so erhält er letztere als Belohnung, weigert er sich, vom „Breinmus“ zu essen, so werden ihm Gesicht und Hände mit dem „Mus“ eingerieben, was einen Hauptspaß abgibt.

Der Fasching kommt, und wieder erscheinen die „Spielleut“ vor dem Hause. Diesmal gilt es der Zilla als Braut, die in der „Kematen“ im Hochzeitsstaat, den Rogon, auf welchem auch eine Wurst prangt, in der Hand, des Augenblickes harrt, wo sie der Juri mit der berittenen Burschenschaar mit ländlichem Pompe zur Trauung abholen wird.







